D. L. 375

fol. 72
12

LD 2108
3

Alles du gibst ist Himmels Manna!
Hoher Geistes dein Gedichte
Führet bis zu der Götter Thronen;
Gibt uns Leben neues Licht.
Deine Muse weilt bey guten Menschen,
Schön wie die Tugend ist dein sanfter Geist,
Du zeigst uns was die Seele sanft empfindet,
Dem jeder Leser dich auch dankbar zeigt.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Des Herrn
Salomon Geßners
sämtliche
Schriften.
Dritter Band.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder
1775.

Idyllen.

Idyllen.

Daphne. Chloe.

Daphne. Sieh, schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg herauf, schon glänzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indeß wird mein Bruder die Heerde wohlbesorgt nach Hause führen.

Chloe. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh, da an der Seite des Felsen, das ist der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im Land ist dies der lieblichste Garten; keiner so niedlich geordnet, keiner ist so gut gepfleget.

Chloe. Seys denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen wie er. Ists nicht so?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh, wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Staben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Fels; sieh wie es, ein Bächgen, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh, auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt. Da muß man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloe. Mädgen, du lobest mit Hitze. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen, als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl; kein Wasser ist so süß.

Daphne. Aber du lachest Chloe!

Chloe. Ey nicht doch. Sieh, ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süsser als aller andern Rosen? Lieblich als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach! Sey nicht schalkhaft.

Chloe. Nun, aber — Verdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

Daphne

Daphne. Ach! Du bist boshaft; komm laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällts hier so wohl, so wohl. Doch horche – Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! Sieh, er ist es selbst. Still, sage mir ins Ohr, er ist doch wohl auch schöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! Ich gehe.

Chloe. Ich lasse dich nicht: Sieh, er staunt, er seufzt; gewiß ein Mädgen sitzt ihm tief im Busen. Kind, deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach laß mich!

Chloe. Still! Horche.

Im Schatten des Hollundergesträuches standen die Mädgen verborgen. Indeß hob Alexis, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten, wie oft habt ihr Daphne, Daphne, mir nachgeseufzt! Ihr Blumen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt. O dürft ich, dürft ichs ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt

Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug hatte sie mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt' ich; Wie bist du gütig, so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend, den Blick zur Erde geschlagen, gieng ich an Daphnens Seite, und durft ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse, diesen Mittag noch in frischer Blüthe, itzt verwekt! Ach so, so werd ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht Ach, wenn sie meine Liebe verschmäht, dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süsseste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken; und verwachsne Dorngebüsche werden mit ungesunden Schatten euch deken. Ihr Bäume, die ihr die süssesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier, hier werd ich mein übriges Leben verseufzen. Mögest du dann, indeß meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes süsseste Glück in vollem Maasse geniessen! Doch nein, was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hofnung. Lächelt sie doch freundlich,

wenn

wenn ich zögernd neben ihr vorüber gehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese gieng; sie stand still. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wolgeruch zu. Dann bieget, ihr Bäume bieget, die schattigten Aeste zu ihr herunter, mit süssen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie vor Liebe weint. Schüchtern trat er hin. Aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gestand daß sie ihn liebe.

Der Blumenstrauß.

Daphnen sah ich: Vielleicht, ach vielleicht würds mein Glück seyn, hätt' ich sie nicht gesehn. So reitzend sah ich sie nie. An der heissen Mittagssonne, lag ich im dunkeln Weidenbusch, am kühlen Bache, da wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölbte sich über mir, und über dem kühlen Bache; da saß ich ruhig: Aber seitdem, ach! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Gesträuche; und Daphne, Daphne kam, durch des Bordes Schatten, herunter an den Bach. Reinlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weissen Füssen herauf, und trat in die helle Flut. Sie bückte sich, und wusch mit der rechten Hand ihr reitzvolles Gesicht; mit der linken hielt sie ihr Gewand, daß nicht das Wasser es netze. Aber nun stand sie still, und wartete bis kein Tropfe von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still wars, und jeder ihrer Reitze schien ungefälcht ihr entgegen. Jetzt lächelte sie ihre eigene Schönheit an, und drückte das Geflechte der goldnen Haare zurechte, die sich in einen reitzvollen Knoten verbanden. Für wen, so seufzt' ich, ach für wen diese Sorgfalt; wem, ach wem will sie gefallen! Wer ist der glückliche, um deswillen sie mit zufriednem Lächeln sieht, daß sie so reitzend ist. Indeß sie gebückt so über dem Bache stand, fiel der Blumenstrauß von ihrem

Busen ins Wasser, und schwamm, indeß sie weggieng, zu mir herunter. Ich fieng ihn, ich küßt' ihn; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber ach der Blumenstrauß welkt, ach er welkt, der, nur zween Tage sinds, mit der Quelle zu mir floß! Ach wie ich ihn pflegte! In meiner Trinkschale stand er, die ich im Frühling mit Gesang gewann. Amor sitzt künstlich drauf geschnitten, in einer Laube von Geißblatt; lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfeile mit der Spitze der Finger, und vor ihm schnäbeln sich zwoo Tauben. Dreymal des Tages goß ich ihm frisch Wasser zu, und des Nachts stellt' ich ihn am Gitter meines Fensters in den Thau. Dann stand ich vor ihm, und athmete seine süssen Gerüche. Süsser waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings; denn ach! an ihrem Busen haben sie geblüht! Staunend stand ich dann vor der Schale. Ja Amor, so seufzt' ich, sie sind scharf, deine Pfeile; wie sehr muß ichs fühlen! Laß, o laß Daphnen nur die Hälfte so für mich empfinden; dann will ich diese Schale dir weihn. Auf einem kleinen Altar soll sie stehn, und alle Morgen umwind ich sie mit einem frischen Blumenkranz, und, ist es Winter, mit einem Mirtenschoß. O mögtet ihr, kleine Tauben, mögtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber ach, der Blumenstrauß welkt, so sehr ich ihn pflege; traurig hängen die Blumen und blaß am Borde der Schale

herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach Amor! Laß, ach laß ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung seyn.

Daphne.

Daphne. Micon.

Daphne. Sage mir mein Geliebter, was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wol heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte, dem Amor ist er heilig. Ach wie süß ists mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weissest es, kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als dieser Aglaye, manche Stunde in süssen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süsses Andenken! da keimte die Liebe schon in unsern Busen.

Daphne. Weissest du was? Ich will Mirthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sichs, schützet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben; denn auch mir, auch mir, mein Geliebter, ist jenes Andenken süß.

Micon. Weissest du noch? Wir machten Schalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und liessen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weissest du noch? Kleine Schälgen von Haselnüssen, und Schälgen von Eicheln, und der gehölte Saamenkopf der Feuerblume waren unser Hausgeräth; wir tranken Tröpf-

gen

gen Milch daraus, oder wir assen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann, und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sichs, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbtens so hoch wir reichen konnten. So klein wars, eine junge Ziege würde mit den Hörngen das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aestgen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gittergen unser Haus. Ach wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen!

Daphne. Ein Gärtgen pflanzt' ich vor dem Haus; weissest du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würds ein Schaf ganz abgemäht haben, so groß wars.

Micon. Noch weis ichs; die kleinsten Blümgen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Erfindsam warest du immer, mein Lieber! Aus der Quelle leitetest einen Brunnen du, inner unsern Zaun; durch holen Schilf führtest du das Wasser. In ein Beth fiels, das du von Holz höltest; ganz angefüllt wärs dem Durstigen ein guter Trunk gewesen. Doch sieh, da liegt es noch am Bach.

Micon.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildgen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn, als eine treue Mutter. Eine Nußschale war sein Beth; da schlief er bey deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümgen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht ich von Binsen ein kleines Kefigt; ein Heupferdgen that ich drein, und gab dir das Geschenke. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beingen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräsgen. Sieh, o sieh das arme Thiergen! Sieh wie es zittert; es schmerzt dich; ach ich hab, ich habe dir weh gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

Daphne. Noch gütiger warst du wol, mein Geliebter, da als mein Bruder zwey junge Vögelgen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelgen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelgen geben. Sieh, mit Müh und Fleiß hab ich die braune Rinde geschnitten, daß Aestgen mit Laub um den sonst weissen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelgen dein. In deine Hirten-

tasche

tasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest. Freudenthränen, mein Lieber, netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unsrer Kindheit honigsüsse, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte, werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süsses Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütige Götter uns, dann, mein Geliebter, war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

Die Schiffahrt.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg
Zu fernem Ufer führt!
Zwar dich umflattre Zephir nur,
Nur Liebesgötter dich!

Ihr Wellen, hüpfet sanft ums Schiff!
Wenn nun ihr süsser Blick
Auf euern sanften Spielen ruht,
Ach, dann denkt sie an mich.

Ins Ufers Schatten singe dir
Jetzt jeder Vogel zu;
Und Schilf und Sträuche winket ihr
Von sanftem Wind bewegt.

Du glatte See bleib immer sanft!
Du trägst das schönste Kind
Das je den Fluten sich vertraut;
Rein, wie der Sonne Bild

Das dort auf deinem Spiegel strahlt,
Schön wie die Venus einst
Als sie, aus weissem Schaum hervor,
Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sahn,
Vergassen da entzückt
Ihr plätschernd Spiel, vergassen da
Die schilfbekränzte Nymph.

Sie sahn der Eifersüchtgen Blick
Und lächelnd Winken nicht;
Die süsse Göttin sahn sie nur,
Bis sie ans Ufer stieg.

Der

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischete Rebenlaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höhesten Hügel standen, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauchenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so. Aber in frommer Begeistrung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht ich, ihr Götter! Möcht ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänz in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und

Freude; und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichsten Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umpfängt die Nacht ihn mit süssem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude, genießt sein frohes Gemüthe. Ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, welche Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süsser. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwo wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen. Kein Mißton stört die süsse Harmonie, und wer es hört wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude die ich genoß, die du nicht durch deine Freude versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundli-

chen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: Wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bey jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt: Gesegnet ist meine Hütte; gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und, komm ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit mich zu erquiken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütte stürmet, dann, beym Feuerheerde, an deiner Seite, unter Hausgeschäften und sanftem Gespräche, fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bey dir eingeschlossen mögen Winde wüten, und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl ichs, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreitz der Mutter geschmückt; was für Segen, was für Freude blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, wars, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem

eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knien hangend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süsse Früchte, oder was ich bey der Wartung der Heerde kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil ich dann, o Daphne, in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie, wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen dir zu danken daß du so uns liebst.

Jetzt schließt er alle drey in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt; empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

Die

Die Nelke.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten gieng sie, trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Jetzt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süssen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt, o könnt ich so die süssen Lippen berühren! Weg gieng jetzt Daphne; da trat ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen: die ihre Lippen berührten Mehr würd ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein, so sprach ich, sollt ich die Nelke rauben die sie liebt? Nein, an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süssen Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften, wie ein süsser Geruch zum Olymp aufsteigt wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

Das Gelübd.

Laßt, Nymphen, o laßt das Wasser eurer Quelle an mir gesegnet seyn, wenn von der Hüft ich mein Blut wasche, das aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mirs heilsam seyn, ihr Nymphen dieser Quelle! Nicht Zank, nicht Feindschaft ist die Schuld von diesem Blut. Amyntens Knabe schrie im Hain, von einem Wolf ergriffen. Er schrie, und schnell, den Göttern seys gedankt, war ich zur Rettung da. Als unter meinen Streichen der Wolf noch rang, hat er mit scharfer Klaue die Hüfte mir verwundet. Ihr Nymphen seyd nicht böse, wenn ich die reine Quelle trübe, mit Blut das aus der Wunde floß! Ein junges Böckgen will ich morgen früh euch hier am Ufer opfern, weiß wie der Schnee der eben fiel.

Die Zephyre.

Erster Zephyr.

Was flatterst du so müssig hier im Rosenbusch? Komm, fliege mit mir ins schattigte Thal; dort baden Nymphen sich im Teich.

Zweyter Zephyr.

Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattre deine Nymphen; ein süsseres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthau, und sammle liebliche Gerüche.

Erster Zephyr.

Was ist denn dein Geschäft, das süsser ist als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

Zweyter Zephyr.

Bald wird ein Mädgen hier den Pfad vorübergehn, schön wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korb geht sie bey jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht: Sieh, die Morgensonne glänzt an ihr bemostes Dach; dort reichet sie der Armuth Trost, und jeden Tages Nahrung; dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwey unschuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bethe weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glä-

hend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der süssen Freude, der Armuth Trost zu seyn. Hier wart ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe: Mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh das ist mein Geschäft.

Erster Zephyr.

Du rührest mich: Wie süß ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen wenn sie kömmt. Doch — sieh, am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schön ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Anmuth ist jede Gebehrde. Auf, da ist sie, schwinge deine Flügel; so schöne Wangen hab ich noch nie gekühlt!

Daphnis. Chloe.

Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und fand Chloen; seine kleinere Schwester, beschäftigt aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen; und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Daphnis. Liebe Chloe, was sollen diese Kränze? Du weinest, ach!

Chloe. Weinst du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! Sollten wir nicht weinen? Sahst du es, wie traurig unsere Mutter bey uns vorübergieng; wie sie uns die Hände drückte und schluchzte, und ihr thränenvolles Aug verbarg.

Daphnis. Ich sah es. Ach unser Vater! Er muß wohl mehr krank seyn als er gestern war.

Chloe. Ach, mein Bruder, mein Bruder! Wenn er stirbt! — Ach wie er uns lieb hat; wie er uns küßt, wie er uns herzt, wenn wir thun was er gerne hat, und was den Göttern gefällt!

Daphnis. Ach liebe liebe Schwester! Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoset mich mein kleines Schaaf; fast, ach fast vergeß ichs, ihm seine Speise,

zu geben. Umsonst flattert meine Taube auf meine Schulter, und schnäbelt mich um meine Lippen und um mein Kinn; nichts nichts macht mir Freude! Ach unser Vater! Sollt er sterben, ich stürbe auch.

Chloe. Ach, unser Vater! Weissest du noch? Fünf Tage sinds nun, seit er uns beyde auf seinem Schoosse hielt und weinte —

Daphnis. Ach Chloe! Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblaßte! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder! Mir ist übel, sehr übel; und da wankt er zu seinem Bethe: Seitdem ist er krank.

Chloe. Ach immer kränker! Sieh was ich vorhabe, Bruder. Früh gieng ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen, und diese Kränze zu machen, dann gehe ich zu der Bildsäule des Pan: denn, immer sagen unser Vater und unsre Mutter, die Götter sind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehn, and diese Kränze ihm opfern; und, sieh du es hier im Kefigt, das liebste was ich habe, mein Vögelgen, will ich ihm auch opfern.

Daphnis. Ach, meine liebe Schwester! Ich will mitgehn; warte, nur zween Augenblicke warte: Ich will mein Körbgen voll der schönsten Früchten holen; und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief, und kam bald zurücke; und sie giengen zu der Säule des Pan, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Jetzt knieten sie vor ihm hin, und so fleheten sie zu dem Gott:

Daphnis. Pan, du gütiger Schützer unsrer Triften, höre, höre unser Flehn! Wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehn!

Chloe. Höre, o höre unser Flehn, guter Pan! Nimm an unser kleines Opfer wie Kinder es geben können: Diese Kränze leg ich vor dir hin; möcht ichs erreichen, um deine Schläfe und deine Schultern würd ich sie winden. Rette, o rette, gütiger Pan, unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder —

Daphnis. Diese Früchte bring ich dir, die süssesten die ich habe, nimm, ach nimm sie gütig an! Die beste Ziege würd' ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker als ich Kind bin. Aber bin ich grösser, dann opfre ich dir alle Jahre zwo, daß du unsern Vater uns schenktest. Laß unsern besten Vater gesund werden!

Chloe. Dieses Vögelgen will ich dir opfern, gütiger Pan; es ist unter allem das ich habe das liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ichs dir, guter Pan!

Daph-

Daphnis. Und diese Taube würg ich dir. Sieh sie will spielen und freundlich thun; aber opfern will ich sie, guter Pan, daß du den Vater uns schenkest: Höre, o höre unser Flehn!

Die Kinder wollten itzt würgen mit kleinen zitternden Händen; aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eure Freude nicht Kindergen, euer Vater ist gesund!

Und er war gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder, giengen sie selbiges Tages noch alle, dem Pan zu opfern; und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel.

Erythia.

Erythia.

Myrson. Hier laß uns im Bache gehn, das Wasser kühlt unsre Füsse; über uns wölben sich Weiden und schlanke Eschen mit Schatten.

Lycidas. Seys denn; bey dieser schwülen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

Myrson. Laß uns gehn bis dahin wo der Bach herunter sich stürzt; lieblich ists dort und kühl, als schwämmst du beym Mondschein im Wasser.

Lycidas. Horche, schon hör ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als sucht' jedes Geschöpf' in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumse, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserstelze, will sie den Weg uns weisen? Sieh, wie sie vor uns her so munter von Stein zu Steine hüpft. Ha! Sie da, wie ein heller Sonnenstral in diesen holen Weidenstamm fällt, mit Winden und Epheu behangen. Sieh doch, ein junges Böckgen schläft drinnen; wie schlau hat sich das die angenehme Ruhstatt gewählt!

Myrson.

Myrson. Du siehst alles, nur nicht, daß wir da sind wo wir seyn sollen.

Lycas. Ha ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

Myrson. Wie ein silberner Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höle; ein Kranz von Gesträuchen umfaßt ihn. Komm laß uns hinter den Wasserfall in die Höle gehn.

Lycas. Ha, mir schauerts von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätschert! Jeder stürzende Tropfe flimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

Myrson. Laß hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns sitzen; unsre Füsse ruhen unbenetzt auf denen, die in dem Wasser liegen, indeß daß der Wasserfall uns in die Höle verschließt.

Lycas. So einen anmuthsvollen Ort hab ich noch nie gesehn.

Myrson. Ja anmuthsvoll ist er; auch ist er dem Pan heilig Am Mittag fliehn ihn die Hirten; man sagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen: Verlangest du das, so will ich sie singen.

Lycas. Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Eridanus, schöner als alle von Dianens Gefolge, warst du Erithia. War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war sie schon von schlanker Grösse; kindische Unschuld lächelte noch im schönen Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch den vollern Wuchs. Bey der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebürgen die Rehe verfolgt, und müde, und von Durst schmachtend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht; dann schöpfte sie einen kühlen Trunk, und schlürft ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Gesträuchen sie betrachtet, und Liebe flammete schnell in seinem Busen auf; ihr unbemerkt schlich er herbey, bis das Geräusche des nähesten Grases an ihrem Rücken ihn verrieth. Erschrocken sprange sie auf, entwischte seinen nervigten vor Verlangen zitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, Schrecken machte sie schneller; so lief sie, er lief ihr nach, so lief sie über die Trift hin, wie ein

ein schneller Wind über des Grases Spitzen streift; aber plötzlich stand sie vor Entsetzen still. Am äussersten Rand eines Felsen stand sie, bebte zurück, und sah erblassend ins tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Geschrey: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette, rette mich, daß kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana! Schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer Ferse schon; schon fühlt sie seinen Athem, und jetzt seinen umschlingenden Arm. Aber die der Liebe ungewogene Göttin hört ihr angstvolles Flehn; Wasser trieft von seinen umschlingenden Armen, und die an sie gedrückte Brust herunter; sie zerschmilzt in seiner Umarmung zur Quelle; schmilzt, wie Frühlingsschnee an einem braunen Felsen; schmilzt, trieft von seinen Armen, rieselt sein Knie herunter, rieselt durchs Gras, stürzt von der Felsenwand, und rieselt schon unten im Thal. Und so entstand Erithia, die reine Quelle.

Mycon.

Mycon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollon unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von ferne den Hügel, auf dem der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht; und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Mittag wars, und der Sand brannte unsre Solen, und die Sonne die Scheitel; so gerade stand sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunter warfen. Die Eidexe schlich lächzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heisser Staub auf, und brannte die Augen, und saß auf die gedörreten Lippen. So giengen wir schmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen wie Nacht. Mit schauernden Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein grosses Beth, worein die reinste, die kühleste Quelle sich ergoß. Die Aeste hiengen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und

Brombeeren, und die Erbselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmals hervor, das Geißblatt und die schlanke Winde, und schleichender Epheu umwanden. Götter, so rief ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier. Hier, sprach Milon, hier an der Vorderseite des Grabmals sehe ich unter den Ranken von Geißblatt eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wandrers Erfrischung sorgt. Und jezt hob er die Ranken mit seinem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Mycon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tod wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hieher, und pflanzte diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher, so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du zurück liessest! Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein schönes Weib wars, von schlanker Gestalt und edlem Ansehn. Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. Seyd mir gesegnet in diesen Schatten, so redte sie mit holder Freundlichkeit; ihr seyd Fremde; vielleicht, vielleicht hat ein zu weiter Weg bey der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Sey

Sey uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib. Wir bedörfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wandrers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag uns, indeß dieser heilige Schatten uns kühlt, sag uns wer er war?

Jetzt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmals, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Mycon, so hieß er, der die Götter ehrte, dessen süsseste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich danks ihm, daß ich das glücklichste Weib bin. —— Hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohns. —— Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genährt, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichtum. Zwo Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange

lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste der Hirten der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge meines Glückes werth zu seyn; er sah es und liebte mich, und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! Vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So fleht ich ihm immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus, beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten: Da trat Mycon herein, und setzte sich neben mir an die Morgensonne; lange sah er mit freundlichem Lächeln mich an. Kind, so sprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl; du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeyen, ich will dich glücklich sehn! Könnt' ich, mein bester Herr, könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin! So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. Kind, sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möchte in meinem Alter meinen Sohn

und

und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mirs, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Jetzt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stand ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und, kannst du, so sagt er, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethräntes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, so fuhr sie fort: Aber wie er diese Quelle hieher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich wills euch erzählen:

Gegen dem Ende seines Lebens gieng er oft, und setzte sich hier an der Strasse, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten. So erquick ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den der an der Sonnenhitze schmachtet. So sprach er, und ließ vom Feld her die kühleste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und jetzt gieng er zum Tempel des Apoll, opferte und bat: Laß was ich pflanzte, gedeyen, so kann der

Fromme, der fernher zu deinen Tempel geht, im kühlen Schatten sich erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah aus seinem Fenster nach der Strasse. Da sah er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er, was seh ich! Kinder, sagt mirs, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen. Voll heiligen Erstaunens giengen wir jetzt unter den Schatten; in vollestem Wuchse standen die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher; die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. O Wunder, so rief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen Schatten wandeln! Und wir dankten und opferten dem Gott, der so gnädig noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber ach! Er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gesegnet! So sprachen wir, und giengen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apoll.

Thyrsis

Thyrsis.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Qual, für mich umsonst, ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgiesset. Ich schmachte, ach, wie man an der Sommersonne schmachtet! Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedgen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt; und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt; an dessen blumigten Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbgen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen vest; denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblösset haben; aber es schmiegte sich um die Hüften und Knie, und flatterte sanft rauschend rückwerts in die Luft. So gieng sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Aepfel fielen vom Körbgen, und hüpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als

hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf und gab sie dem Mädchen wieder; aber meine Hand zitterte, ich wollte reden, aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanft lächelnd, und röther, schenkte sie die schönen Aepfel mir. Jetzt standen wir, ach was ich empfand! schüchtern beyde. Jetzt gieng sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah ihr nach; da sie hineintrat, sah sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt gieng ich, Zittern war in meinen Knien, den Hügel hinunter. Ach! Stehe du mir bey, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

An den Amor.

Ach Amor, lieber Amor!
Schon an dem ersten May
Baut in des Gartens Ecke
Ich den Altar für dich,
Und pflanzte Rosenhecken
Und Myrthen drüber her:
Und lag nicht jeden Morgen
Thauvoll ein Blumenkranz
Auf deines Altars Mitte?
Ach alles war umsonst!
Schon streifen Winterwinde
Das Laub von Baum und Strauch,
Und Phillis ist noch spröde,
Spröd wie am ersten May.

Daphnis.

In stiller Nacht hatte Daphnis sich zu seines Mädgens Hütte geschlichen; denn die Liebe macht schlaflos. Hell schimmerten die Sterne durch den ganzen Himmel gesäet; sanft glänzte der Mond durch die schwarzen Schatten der Bäume; still und düstern war alles; jede Geschäftigkeit schlief, und jedes Licht war erloschen. Nur Funken vom Mondschein hüpften auf rieselndem Wasser, oder ein seltenes Würmgen leuchtete im tiefesten Dunkel. Da saß er der Hütte gegenüber in schwermüthiger Entzückung, und sah nur mit vestgeheftetem Blick das Fenster der Kammer wo sein Mädgen schlief: Halb geöffnet wars den kühlen Winden und des Mondes sanftem Licht. Mit sanfter Stimme hub' er jetzt diesen Gesang an:

Süß sey dein Schlummer, du meine Geliebte! Erquickend wie der Morgenthau! Sanft und ruhig liege dort, wie ein Tropfe Thau im Lilienblatt, wenn die Blumen kein Hauch bewegt; denn sollte reine Unschuld nicht ruhig schlummern? Nur süsse frohe Träume sollen um sie schweben. Steigt her, unter süsse Träume, auf den Stralen des Mondes steigt zu ihr herunter. Nur frohe Triften soll sie sehn, wo milchweisse Schafe weiden; oder ihr solls dünken, sie höre den Gesang sanfter Flöten, schön

wie Apoll sie spielt, durchs einsame Thal tönen. Oder laßts ihr seyn, sie bade in einer reinen Quelle sich, und Myrthen- und Rosenstauden wölben sich um sie her; von niemandem gesehn, als den kleinen Vögelgen, die ihr von jedem Aestgen singen. Oder ihr dünke, als spielte sie mit den Huldgöttinnen; und sie nennen sie Geliebte und Schwester; und sie brechen Blumen in der schönsten Flur; die Kränze, die sie flicht, gehören den Huldgöttinnen; die jene flechten, gehören ihr. Oder laßt sie im Schatten von Bäumen durch balsamdüftende Blumen irren: Laßt kleine Liebesgötter wie Bienen schwärmen, sich fliehn und sich haschen; zehn fliegen mit der Last eines düftenden Apfels her; ein andrer Schwarm bringt eine reife Traube; die andern schwärmen in Blumen und jagen ihr Gerüche zu. Dann komme im Schatten ihr Amor entgegen, doch ohne Bogen und Pfeile, daß sie nicht schüchtern wird; aber mit jeder süssesten Anmuth des Liebreitzes geschmückt. Auch laßt mein Bild ihr erscheinen, wie ich schmachtend vor ihr steh, erröthend niederblicke, und mit Seufzen unterbrochen ihr sage, daß ich vor Liebe verschmachte. Noch durft ichs ihr nicht sagen. O möchte bey diesem Traum ein Seufzer ihren Busen schwellen! Möchte schlafend sie sanft lächeln und erröthen! O möcht ich schön seyn, wie Apoll da er die Heerden weidete; möchten meine Lieder süß tönen, wie die Lieder der Nachtigall; möchte jede Tugend mich schmücken, daß ichs werth wäre von ihr geliebt zu seyn!

So sang er; und dann gieng er im Mondschein nach seiner Hütte zurück. Hoffnungsvolle Träume versüsseten ihm die übrigen Stunden der Nacht. Früh am Morgen trieb er seine Heerde den Hügel hinan, wo seines Mädgens Hütte am Wege steht. Langsam giengen seine Schafe, und weideten zu beyden Seiten des Bordes. Graset ihr Schafe, ihr Lämmer; nirgend ist bessere Weide! Wo sie hinblickt blühet alles schöner; wo sie wandelt wachsen Blumen. So sagt' er, als sein Mädgen ans Fenster stand. Die Morgensonne beschien ihr schönes Gesicht: Deutlich sah ers, daß sie lächelnd ihn anblickte, und daß ein höheres Roth auf ihre Wangen stieg. Langsam mit pochendem Herzen gieng er vorüber: Holdselig grüßt sie ihn, und holdselig blickt sie ihm nach; denn sie hatte seinen nächtlichen Gesang behorcht.

Thyrsis und Menalkas.

Thyrsis. Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches, ganz neues Körbgen hängt' ich im Myrtenwäldgen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sey, (so fleht' ich) sey meiner Liebe gewogen! Heute gieng ich beym kleinen Tempel vorbey, trat in den Myrtenhain, und sah nach meinem Körbgen. Und sieh, sieh, was ich da sah. Ein Vögelgen saß auf des Körbgens Rand und sang. Da trat ich näher, da flog er weg; ich sah ins Körbgen, und sieh, ein wohlgebautes Nestgen war, und Eyergen waren darinnen; und das Weibgen schmiegte sorgsam sich drüber, und blickte mich an, als wollt es mich flehn: Zerstöre, junger Hirt, o zerstöre die kleine Wirthschaft nicht! Der andre flatterte um meine Stirn und Haare. Ich gieng zurück, schnell war das Männgen wieder auf des Körbgens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich und sangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas, der du alle Deutungen weissest, sage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädgen und du beysammen wohnen, und fruchtbar wird eure Liebe seyn!

Thyr-

Thyrsis. Bey den Göttern! Das dacht ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Zickgen schenk ich dir; und diese Flasche voll Honig, süß wie meines Mädgens Lippen, und lauter wie die Luft. So sprach er, und hüpfte vor Freude, wie eine junge Ziege im Mayenthau hüpft.

Daphne.

Daphne.

Daphne war schön und arm; fromm erzogen, von einer Mutter die ihr zu frühe starb. Jetzt war sie die Dienstmagd des Mycon: Er baute das Landgut eines reichen Bürgers aus Mitylene, und Daphne weidete seine Heerde. Einst gieng sie mit Thränen in ihren Augen zum stillen Grabe der Mutter, goß eine Schale voll Wasser aus, und hieng Kränze an die Ranken der Stauden, die sie drüber her gepflanzt hatte. Da setzte sie neben dem Grabe sich hin, weinte und sprach: O theures Andenken deiner Tugend, deiner Frömmigkeit, o geliebteste Mutter! Du, du hast meine Unschuld gerettet. Sollt' ich je deine Ermahnungen vergessen, die du mit ruhigem Lächeln mir gabst, und da an meinen Busen hinsankest und starbst; sollt ich je vergessen, wie tugendhaft du warest, dann, o dann mögen die gütigen Götter mich vergessen; dann mög' ich im Elend sterben, und dein heiliger Schatte möge mich fliehn! Du Geliebte, du hast meine Unschuld gerettet. Alles, ach alles, will ich deinem Schatten erzählen: Hab ich doch, ich Verlassene, hab ich doch sonst niemand, dem ich mit frommen Vertrauen mein Herz öffnen dürfte. Nicias, der Herr des Mycon, dessen Heerde ich weide, kam auf sein Gut, des Herbstes Freuden zu sehn. Er sah mich, that freundlich mit mir; er lobte meine Heerde, daß ich so gut

sie pflege, sagte ich wär' ein süsses Mädgen, und gab mir Geschenke. Götter! Ich einfältiges Mädgen, was wissen wir doch auf dem Lande! Gütig, dacht ich, ist unser Herr; ihn mögen die Götter dafür segnen; zu ihnen will ich für ihn beten, das ist alles was ich kann. Glücklich sind die Reichen und von den Göttern geliebt; doch sie verdienens ja wol, sind sie gütig wie er. So dacht ich, und ich litt es, wenn er meine Hand in die seine schloß, und erröthete und durfte nicht aufblicken, da er einen Ring von Gold an meinen Finger steckte! Sieh, auf diesem Steingen dies Kind mit Flügeln, das soll dich glücklich machen; so sprach er, und streichelte meine erröthende Wangen. Ist er doch wie ein Vater gütig mit dir! Wie verdienst du so viel Gnade von einem so reichen und mächtigen Herrn: So dacht ich einfältiges Kind. Aber ach, wie war ich betrogen! Heute früh fand er im Garten mich; da faßt er mich freundlich unter dem Kinne! Bringe, sprach er, mir frische Blumen, ich möchte an ihrem Geruch mich erquicken, dort in die Laube von Myrthen. Geschäftig und freudig sucht ich die schönsten aus, und lief mit froher Eile nach der Laube. Leicht bist du wie ein Zephir, und schöner als die Göttin der Blumen; so sagt er, und — Götter, Götter! Noch beb ich durch alle Gebeine, er riß mich auf seinen Schooß hin, drückt' an seinen Busen mich, und alle Verheissungen die verführen, und alles was Liebe reitzendes

des sagen kann, das floß von seinen Lippen. Ich weinte, ich bebte und wäre, der Verführung zu schwach, ach! jetzt unglücklich, jetzt nicht mehr dein unschuldiges Kind. Hätte, so dacht ich, deine fromme Mutter dich je unkeusche Umarmungen niederträchtig dulden gesehn! Ich dachts, und bebte zurück und entfloh. Jetzt komm ich, Geliebte! Ich komm auf deinem Grabe zu weinen. Ach, daß ich, junges armes Kind, so früh dich verlor. Eine zu zarte Pflanze bin ich, die den Stab verlor, an den sie sich schmiegte. Diese Schale voll Wasser gieß ich deinem frommen Schatten aus; nimm diese Kränze, nimm meine Thränen! Möchten, o möchten sie bis zu deinen Gebeinen dringen! Und höre, höre geliebte Mutter! Ach, deiner Asche die hier unter den bethränten Blümgen ruhet, deinem heiligen Schatten wiederhole ich dies Gelübde. Tugend und Unschuld, und die Furcht der Götter sollen das Glück meines Lebens seyn. Sey ich nur arm und froh, und zufrieden, und thue nichts das du nicht mit freundlichem Lächeln gebilliget hättest; dann werd' ich, wie du es warst, von Göttern und den Menschen geliebt, weil ich fromm, redlich und dienstfertig bin; und dann sterb ich einst lächelnd und mit Freudenthränen, wie du starbest.

Und jetzt gieng sie. Frohe Empfindung der Tugend strömte ganz durch sie hin, und glänzte in ihren thränenbenetzten Augen. Schön war sie wie ein

Frühlingstag, wenn ein sanfter Regen fällt, und doch die Sonne scheint. Froh wollte sie zu ihren Geschäften; aber Nicias kam auf dem Weg ihr entgegen. Mädgen, so sprach er, und Thränen flossen seine Wangen herunter; ich hab auf dem Grabe deiner Mutter dich behorcht: Fürchte dich nicht tugendhaftes Mädgen! Dank sey den Göttern, Dank deiner Tugend, du hast mich von dem Verbrechen gerettet, deine Unschuld verführt zu haben! Verzeihe, keusches Mädchen, verzeihe, und fürchte von mir kein neues Verbrechen: Auch meine Tugend siegt. Sey fromm, sey tugendhaft; aber sey auch glücklich. Jene baumreiche Wiese, bey deiner Mutter Grab, und die Hälfte der Heerde, die du gehütet hast, sey dein. Möge ein würdiger Gatte, tugendhaft wie du, das Glück deines Lebens seyn! Weine nicht, frommes Mädgen! Nimm das Geschenke, das mein redliches Herz dir giebt, und laß mich ferner für dein Glück sorgen; sonst wirds, daß ich deine Tugend beleidigte, mein ganzes Leben mich quälen. Vergiß, vergiß mein Verbrechen! Du hast, wie eine gütige Gottheit, mich vom Verderben gerettet.

Daphnis

Daphnis und Micon.

Daphnis. Sieh, der Bock dort wadet in den Sumpf, und die Schafe folgen ihm. Ungesunde Kräuter wachsen da im Schlamm, und Ungezieffer schlürfen sie mit dem Wasser. Komm wir wollen sie zurücktreiben.

Micon. Die Unsinnigen! Hier ist Klee und Rosmarin, und Timian und Quendel, und an jedem Stamme schleicht das Epheu; doch gehn sie zum Sumpf. Aber wir machens wol selbst oft eben so, gehen beym Guten vorüber, und wählen was uns schädlich ist!

Daphnis. Sieh wohin er wadet; die Frösche springen weit vor ihm her aus dem Schilf. Heraus ihr Einfältigen, ans grasigte Bord: Wie garstig ihr die weisse Wolle beflecket!

Micon. Nun seyd ihr da: Hier sollet ihr weiden! Aber sage mir Daphnis, was ich da sehe. Marmorsäulen liegen im Sumpfe, und Schilf und Unkraut schlägt sich drüber. Sieh ein zerfallnes Gewölbe von Epheu über und überschlungen, und Dornen wachsen aus jeder Ritze.

Daphnis. Ein Grabmal wars.

Micon. Das muß es wol gewesen seyn. Sieh da liegt die Urne im Schlamm. Bilder scheinen aus ihren Seiten hervorzuspringen: Fürchterliche Krieger sinds und tobende Pferde; sieh, mit ihren Hufen zertretten sie Männer die verwundet zu Boden stürzen. Der muß wol kein Hirt gewesen seyn, dessen verschüttete Asche so traurige Bilder einschlossen: Der muß wol kein Liebling der Gegend gewesen seyn, dessen Grabmal ihr so zerfallen lasset. Die Nachkommen müssen wol wenig seinem Andenken geopfert, wenig Blumen auf sein Grab gestreut haben.

Daphnis. Ein Unmensch war er. Fruchtbare Felder hat er verwüstet, und freye Menschen zu Sklaven gemacht. Die Hufen seiner Reuter stampften die Saaten zu Boden, und mit den Leichen unsrer Voråltern hat er die öden Felder übersäet. Wie wütende Wölfe die Heerden überfallen, so überfiel er mit bewaffneten Schaaren die Unschuldigen, die ihm kein Leid gethan. So däuchte er sich in seiner Bosheit groß, brüstete sich in marmornen Palästen, und schwelgte in dem Raube unglücklicher Länder; und da hat er dies Denkmal seiner Bosheit selbst hieher gebaut.

Micon. Götter! Ein Unmensch war der; aber wie einfältig! Seinen Greuelthaten baut er ein Denkmal, daß auch die späten Nachkommen sie nie vergessen; nie vergessen, wenn sie hier vorübergehn,

seinem

seinem Andenken zu fluchen. Zertrümmert liegt nun sein Grabmal, und seine Asche ist im Sumpf verschüttet, indeß in der Urne Ungeziefer im Schlamm brütet. Lächerlich ists, wie da ein junger Frosch dem tobenden Held auf dem Helm sitzt, und eine Schnecke sein drohendes Schwert hinaufschleicht.

Daphnis. Was bleibt nun von seiner fürchterlichen Grösse? Nichts als das schwarze Andenken seiner Bosheit, indeß die Furien seinen Schatten peinigen.

Micon. Und niemand, niemand thut einen frommen Wunsch für ihn. Götter! Wie unglücklich ist der, welcher sein Leben mit Lasterthaten befleckt! Auch nach seinem Tod ist sein Andenken ein Abscheu. Nein, könnt ich mit einer Schandthat den Reichthum der ganzen Welt gewinnen, lieber, viel lieber wollt ich nur zwo Ziegen hüten, und redlich und keiner Bosheit mir bewußt seyn. Die eine wollt ich noch den Göttern opfern, und ihnen danken, daß ich glücklich bin. Der Böses thut, gebt ihm alles, er ist nie glücklich.

Daphnis. Laß uns den Ort verlassen, der nur traurige, schwarze Bilder aufweckt. Komm mit mir, ein froheres Denkmal will ich dir weisen; das Denkmal, das ein redlicher Mann, mein Vater, sich errichtet hat. Du Alexis, magst indeß die Schafe und die Ziegen hüten.

Micon. Mit Freude geh ich mit dir, das Andenken deines Vaters zu feyern, dessen Redlichkeit auch jetzt noch weit umher geehret wird.

Daphnis. Hier Freund, gehe diesen Fußsteig durch die Wiese, hier an dem mit Hopfen behangenen Gränzgott vorbey.

Und sie giengen. An der Rechten des schmalen Weges wuchs Gras, das an ihre Hüften reichte; zur Linken war ein Kornfeld, dessen Aehren über ihren Häuptern winkten; und der Weg führte sie in die stillen Schatten fruchtbarer Bäume, in deren Mitte eine bequeme Hütte stand. In diesen anmuthsvollen Schattenplatz stellte Daphnis einen kleinen Tisch, und holte einen Korb voll Früchte, und einen Krug voll kühlen Weins.

Micon. Sag mir, wo ist das Denkmal deines Vaters, daß ich die erste Schale Wein dem Schatten des Redlichen ausgiesse?

Daphnis. Hier, Freund, giesse sie in diesen friedsamen Schatten aus. Was du hier siehest, ist sein rühmliches Denkmal. Die Gegend war öde; sein Fleiß hat diese Felder gebaut, und diesen fruchtbaren Schatten hat seine eigne Hand gepflanzt. Wir, seine Kinder, und unsre späten Nachkommen werden sein Andenken segnen, und jeder dem wir aus unserm Segen Gutes thun; denn der Segen

des Redlichen ruhet auf diesen Feldern und Triften, und in diesen stillen Schatten und auf uns.

Micon. Du Redlicher! Diese Schale, die ich hingiesse, sey deinem Andenken geweiht. Herrliches Denkmal, womit man Segen und Nahrung auf würdige Nachkommen bringt, und auch nach seinem Tode Gutes thut!

Daphne und Chloe.

Daphne. Schwül ists noch, neigt sich gleich die Sonne schon; noch schmachten alle Gewächse: Laß uns hier ans Ufer heruntergehn, wo kleine Wellen das Bord schlagen. Kühl ists da im überhangenden Gesträuche.

Chloe. Geh Mädgen, ich folge dir; geh weiter voraus, sonst schlagen die Rancken mir ins Gesicht.

Daphne. Wie klar dies Wasser hier ist! Jedes Steigen siehst du am Grunde; wie sanft, wie anft es fließt! Ha, bey den Nymphen! Ich werfe mein Gewand hier ans Ufer, und laufe bis an den Busen in diese angenehme Kühlung.

Chloe. Wenn jemand kömmt, wenn jemand uns sieht!

Daphne. Kein Fußsteig führt hier zum Ufer, ganz umschließt uns dichtes Gesträuch; und der Apfelbaum, der vom Ufer über das Wasser hängt, deckt uns mit seinem grünen Gewölbe; in einer grünen Höhle sind wir hier eingeschlossen, jedem Auge verborgen. Sieh, nur hier und da öffnet die Belaubung sich einem kleinen Sonnenstral, und schließt sich plötzlich wieder.

Chloe. Seys denn, Daphne! Was du wagest, das wag ich auch.

Jetzt legten die Mädgen ihr Gewand ans Ufer, und mit sanftem Schauern traten sie in die kalte Flut; hüpfende Wellen umschlangen ihre runden Kniee, und jetzt ihre weissen Hüften; denn sie setzten auf Steine sich, die unter den Wellen am Ufer lagen.

Daphne. Munter und neubelebt bin ich. Was fangen wir an, wollen wir ein Liedgen singen?

Chloe. Einfältiges Kind! Singen, daß man uns am Ufer hört.

Daphne. So wollen wir flüstern. Weissest du was? Erzähle mir ein Geschichtgen.

Chloe. Ein Geschichtgen?

Daphne. Ja, ein geheimes artiges Geschichtgen; du erzählest mir zuerst, und dann erzähl ich dir.

Chloe. Ich weiß wol eins, artig genug, aber —

Daphne. Verschwiegen bin ich, wie diese Gebüsche.

Chloe. Seys denn. Jüngst trieb ich meine Heerde den Hügel hinunter in die Trift, deren Ufer das Meer spült. Ein grosser Kirschbaum steht, du weissest es, mitten auf dem Hügel. Als ich — Doch, bin ich nicht närrisch? Mein Geheimstes erzähl ich dir:

Daphne. Aus dem Geheimsten meines Busens erzähl ich dir dann wieder.

Chloe. Nun: Als ich den Pfad einsam hinuntergieng, mit einmal hört ich eine liebliche Stimme, die ein süsses Lied sang. Schüchtern stand ich stille, sah rings um mich her, und niemand, niemand konnt ich sehn. Ich gieng, und immer kam ich der Stimme näher. Ich gieng, und jetzt war sie hinter mir; denn ich war den Kirschbaum vorbey, in dessen Wipfel die süsse Stimme sang: Aber was sie sang, das darf ich nicht sagen, weiß ich gleich jede Silbe noch.

Daphne. Du must es mir sagen: Hier in diesen verschwiegenen Schatten haben wir keine Geheimnisse; besonders sind Mädgen im Bade vertraut.

Chloe. Seys denn. Unverschämt muß ich mein eigen Lob wiederholen — Doch, junge Hirten schweifen immer in unserm Lob aus — Da ich den Hügel hereingieng — (Ich spür es, Röthe steigt mir auf die Wangen): Wer ist sie, die in so

schlan-

schlanker Länge den Hügel hereingeht, so hub das Lied an, sagts mir, ihr sanften Winde, die ihr mit ihren Haaren und mit dem flatternden Gewande spielt. Wer ist sie? Ists etwa der Huldgöttinnen eine? Ist es, so muß sie wol die jüngste und die schönste seyn. Wolriechender Quendel und die gelben Sträußgen des Schottenklee schmiegen sich unter ihrem sanften Fußtritte. Wie die Wegwarte und die Feuerblume, und die blauen Glockenblumen am Borde des Weges sich neigen, und ihre kleinen Füsse küssen! Die deine Füsse küßten, die deine Fersen traten, die will ich sammeln; zween Kränze will ich flechten, den einen für mein Haar, den andern will ich Amorn weihn. Wie sie mit schwarzen Augen umhersieht! O sey nicht schüchtern; ich bin kein Raubvogel, noch einer der Unglück bedeutet: Aber, o mögt ich, um mit süssen Tönen dich zu halten, möcht ich lieblich singen wie die Grasmücke, oder wie die Nachtigallen in der hellen Frühlingsnacht; denn so entzückt die Nachtigall den Frühling nicht, wie deine Schönheit mich. Eile nicht so schüchtern vorüber! Ihr Dornen bieget euch rückwärts, verwundet ihre kleinen Füsse nicht! Bey ihrem Gewand mögt ihr sie wol halten, daß das süsse Mädgen ein wenig verzögere. Aber sie eilt; die kleinen Westwinde, für mich gefällig, sie stemmen sich gegen ihr, aber ihr Gewand nur flattert rückwärts; dich selbst, schüchternes Mädgen, dich selbst, vermögen sie nicht zu halten. Die schönsten Früchte, die dieser

Baum

Baum mir giebt, die will ich in einem Körbgen beym Mondschein an dein Fenster hängen. Nimm du sie gütig an, dann bin ich, ach dann bin ich der glücklichste der ganzen Trift. Du eilest! Ach jetzt werden jene Bäume dich meinem Auge verbergen! Noch seh ich die letzte Falte deines Gewandes; aber jetzt, ach jetzt verschwindet so gar das Ende deines Schattens!

So sang er: Mit niedergeschlagenem Auge gieng ich vorüber; doch blickte ich verstohlen nach des Baumes Wipfel, aber niemand konnt ich in den dickbelaubten Aesten sehn. Ob ich schlief, sobald es Nacht war? Das dächt ich doch, nicht so? Genug, ich sah, der Mond leuchtet' ihm, ich sah, ein junger Hirt band ein Körbgen an meinem Gitter fest; der Mond schien hell, und warf seinen Schatten neben mir auf mein Beth hin, daß ich erröthete: Und bald, da er weggeschlichen war — ich mußte doch wissen, ob's bloß ein Traum war — gieng ich ans Fenster, und band das Körbgen los; voll der schönsten Kirschen wars, süsser als ich sie jemals aß; Rosenknospen und Mirthen hatt' er drunter gemischet. Aber wer der Hirt war, fürwitziges Mädgen, das sag ich dir doch jetzt noch nicht.

Daphne. Verlang ichs doch nicht von dir zu wissen; geheimnißreich bist du. Daß er mein Bruder war, magst du mir ja verschweigen; war doch das Körbgen mein Geschenke, daß er ans Gitter hieng.

hieng. Roth wie die Rosenknospen waren, wirdst du von da wo die Wellen am Busen spielen, bis in die Locken deiner Stirn, und blickest seitwärts ins Wasser. Umarme mich, und sey, meinem Bruder gut und mir.

Chloe. Würd ich mein geheimstes Geschichtgen dir erzählen, liebt ich dich nicht wie mich?

Daphne. Daß deine Schwatzhaftigkeit dich nicht unruhig mache, so mach ichs eben so, und erzähle dir, was tief in meinem Busen liegt. Den letzten Neumond opferte mein Vater dem Pan; zum Fest lud er den Menalkas, seinen Freund; und Daphnis, sein Sohn, begleitete ihn. Der blies beym Opfer auf zwo Flöten; und keiner, du weissest es, bläst sie so gut. Goldhelle Locken flossen auf sein schneeweisses Gewand; festlich geschmückt war er schön wie der junge Apoll. Nach geendetem Opfer giengen wir, den Tag mit Freude zu enden — Doch horche — es rauscht im Gesträuch, es rauscht zum Ufer herunter.

Chloe. Horche; immer näher — näher. Ihr Nymphen, schützet uns! Schnell, das Gewand um unsre Schultern, laß uns fliehn.

Und die schüchternen Mädchen flohen, wie Tauben fliehn, wenn der Geyer aus der Luft sich stürzt. Und doch wars nur ein junges Reh, das durstend an ihr Ufer kam.

Menal-

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seiner Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtgen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süssester Zeitvertreib, gauckelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig

seyn,

seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet' er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, mach uns dieß und mach uns das, und wenns fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläst; lehrte sie viel Lieder; die kleinen mußten sie singen, die grössern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtgen; dann sassen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis sein Enkel stand allein bey ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatt' er dreyzehn Frühlinge gesehn; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beyzustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süsser, mein Sohn, süsser ist jene Freude noch. Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis: Du weinest

mein

mein Sohn, so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; aber gewiß, nicht meine Reden allein können dieß; in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach! sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz; nichts ist süsser, als andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh ichs, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu giessen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe daß du mir was verhelest, zum erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mirs so süß empfinden läßt, daß Gutesthun die süsseste Freud' unsers Lebens ist. Eins unsrer

Schafe

Schafe hatte sich verirret, ich sucht' es in dem Gebürge; und ich hörte im Gebürg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her seh' ich nur Wildniß, keinen Fußsteig der mich zu den meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! Ich murre nicht; denn immer habt ihr geholfen! So sagt er, und kraftlos legt er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehn, lief ich da so schnell ich konnte zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine grösseste Flasche voll Milch, und, so schnell ich konnte, lief ich ins Gebürge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbgen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich ins Gebüsche zurück. Aber bald da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ichs versuchen dich weiter zu schleppen,

hast du doch so sanft mir zur Pfülbe gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter, was seh ich? so rief er. Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache ists nichts mehr. Doch nein, Götter! Ich wache, ich wache! Jetzt langt er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das erste aus dieser Flasche giesse ich dir aus, und diese beyden, die grössesten dieser Früchte weyh' ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt! So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehn, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn ihr Götter! Segnet den Redlichen, die seinen; segnet, o segnet alles was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen.

segnen. Jetzt gieng er: O ich weinte vor Freude. Aber ich lief durchs Gebüsche den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Bord hin, wo er vorbey mußte: Er kam, er grüßte mich, und sprach: Höre mein Sohn; sage, hast du niemanden auf diesem Gebürge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? — Nein, niemand hab' ich in diesem Gebürge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kömmst du in diese Wildniß? Uebel hast du gewiß dich verirret; denn hier führt keine Strasse. Uebel, so erwiedert er, übel hab' ich mich verirret, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebürge gestorben. — So laß mich nun den Weg dir weisen. Gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Strasse. Und sieh', das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war was ich that und doch vergnügt es mich, wenns mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süssesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh ich ins Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurücke.

Der Sturm.

Auf dem Vorgebürge, an dessen Seite der schilfreiche Tifernus ins Meer fließt, sassen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf; ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben schwirreten in banger Unruhe hin und her: Schon hatten sie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geschickt, und sie blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist diese Stille, so sagte Lacon: Sieh, die untergehende Sonne verbirgt sich in jenen Wolken, die Gebürgen gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig; aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von ferne gehört wird.

Lacon. Sieh, langsam steigen die Gebürge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schultern hinter dem Meer hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche; Nacht liegt auf dem Meer; schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtethurms von jenem Vorgebürge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde an; sieh, sie zerreissen die Wolken; treiben sie wütend empor; sie toben auf dem Meere, es schäumt —

Lacon. Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüten sehn: Mit Angst gemischte Wollust schwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald sind wir das Gebürge herunter in unsrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut, ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da; schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha sieh, wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporsprizen, fürchterlich wie Felsengebürge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen. Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

Battus. Götter! Sieh, ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebürge sitzt, sitzt es auf jener Welle. Ha! Sie stürzt. Wo ists nun, wo sind die Elenden? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Trieg' ich mich nicht, so steigts dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter! Rettet, o rettet sie. Sieh, sieh, die näheste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was suchtet ihr, daß ihr so, euer väterliches Ufer verlassend, auf ungeheuern Meeren schwebt! Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug euern Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rückkunft in den Tempeln Gelübde thun. Leer wird euer Grabmahl seyn; denn euch werden Raubvögel am Ufer fressen, verschlingen die Ungeheuer des Meers euch nicht. O Götter, laßt immer mich ruhig in armer Hütte wohnen. Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich Götter wie diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem Busen seufzt; wenn ich je mehr wünsche, als was ich habe: Ruhe und mässige Nahrung.

Battus. Laß uns hinuntergehn; vielleicht daß die Wellen von diesen Elenden ans Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost sie zu retten; sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie giengen hinunter ans Ufer, und fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerstreut, und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichtümer von Gold waren drinnen. Was sollt' uns das, sagte Battus?

Lacon. Behalten wollen wirs; nicht um reich zu seyn, davor bewahren mich die Götter! Ums zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer sucht; oder einer der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungesucht, lag der Schatz lange bey den beyden; da liessen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weissem Marmor hielten den schattigten Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stand die Bildsäule des Pan. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

Die Eifersucht.

Die wütendste der Leidenschaften ist Eifersucht; die giftigste der Schlangen, die Furien in unsern Busen werfen. Das hat Alexis empfunden. Er liebte Daphnen, und Daphne liebt' ihn. Beyde waren schön; er männlich braun; sie weiß und unschuldig, wie die Lilie wenn sie am Morgenroth sich öffnet. Sie hatten sich ewige Liebe geschworen; Venus und die Liebesgötter schienen jede Gutthat über sie auszugiessen. Der Vater des Alexis hatte von einer schweren Krankheit sich erholt. Sohn, so sprach er, ich hab' ein Gelübde gethan, dem Gotte der Gesundheit sechs Schafe zu opfern: Geh hin, und führe die Schafe zu seinem Tempel. Zwo lange Tagreisen weit war's zum Tempel des Gottes. Mit Thränen nahm er Abschied vom Mädgen, als hätt' er ein weites Meer zu befahren, und traurig trieb er die Schafe vor sich her. Sich so entfernend seufzt' er, wie die Turteltaube seufzt, den langen Weg hin; gieng durch die schönsten Fluren, und sah sie nicht; die schönsten Aussichten verbreiteten sich, und er fühlte ihre Schönheit nicht; er fühlte nur seine Liebe, er sah nur sein Mädgen, sah sie in ihrer Hütte, sah sie bey den Quellen im Schatten, hörte seinen Namen sie nennen, und seufzte. So gieng er hinter seinen Schafen her, verdrüssig daß sie nicht schnell sind wie Rehe, und kam zum Tempel. Das

Opfer

Opfer ward gebracht, geschlachtet, und er eilt von Liebe beflügelt nach seiner Heimath zurück. In einem Gebüsche drang ein Dorn tief in seine Fußsole, und der Schmerz erlaubt ihm kaum zu einer nahen Hütte zu schleichen. Ein gutthätiges Paar nahm ihn auf, und belegte mit heilenden Kräutern seine Wunde. Götter, wie bin ich unglücklich, so seufzt er immer, und staunt und zählt jede Minute; jede Stunde scheint ihm eine traurige Winternacht; und endlich goß eine ungünstige Gottheit das Gift der Eifersucht in sein Herz. Götter! Welch ein Gedanke! So murmelt er, und sah wütend umher: Daphne könnte mir ungetreu seyn! Häßlicher Gedanke! Aber Mädgen sind Mädgen, und Daphne ist schön; wer sieht sie ohne zu schmachten? Und schmachtet nicht Daphnis schon lange? Schön ist er: Wen rührt nicht sein Gesang; wer bläst die Flöte wie er? Seine Hütte steht bey Daphnens Hütte, nur ein reitzender Schatten steht zwischen beyden. O flieh mich, flieh mich häßlicher Gedanke! Immer gräbst du dich tiefer in meinen Busen, und verfolgest mich Tag und Nacht. Oft zeigt ihm die kranke Einbildung sein Mädgen, wie sie schüchtern im Schatten schleicht, wo Daphnis an der Quelle ihr und dem Wiederhall die Schmerzen seiner Liebe singt; er sieht ihr schmachtendes Aug; er sieht's wie Seufzer ihren Busen schwellen. Oder er sieht sein Mädgen in gewölbten Schatten schlummern: Daphnis schleicht in die Schatten; sieht sie, schleicht näher; ungestört

heftet sein trunkener Blick sich auf jede Schönheit. Er bückt sich, küßt ihre Hand, und sie erwachet nicht; er küßt ihre Wangen, er küßt ihre Lippen — Und sie erwachet nicht! ruft er wütend. O ich Elender! Aber was für häßliche Bilder schaff ich mir selber; warum bin ich so erfindsam, mich mit der grausamsten Marter zu quälen; warum denk ich nur, ich Undankbarer, was ihre Unschuld beleidigt?

Der sechste quaalvolle Tag wars schon, und seine Wunde noch nicht ganz geheilt. Er umarmte seine Gutthäter: Was fromme Gutthätigkeit sagen kann, das sagten sie, ihn zurückzuhalten. Umsonst, von Furien verfolgt eilt er, so schnell er kann. Abend war's, und der volle Mond schien, da er von ferne Daphnens Hütte sah. Ha! Jetzt, jetzt flieht mich, häßliche, martervolle Gedanken! Dort wohnt sie, die mich liebt; und heute noch, heute noch wein' ich vor Freud' in ihren Armen. Er sprach's, und eilte. Aber unter der Reblaube hervor, die zu der Hütte führt, sah er sein Mädgen dahergehn. Sie ists! Ha Daphne, du bists; deine schlanke Länge, dein sanfter Gang, dein schneeweisses Gewand! Sie ist's, Götter! Aber wohin geht sie nächtlicher Weile? Gefährlich ist's schwachen Mädgen in der Nacht aufs freye Feld sich zu wagen. Vielleicht will sie voll Sehnsucht auf meinen Weg mir entgegen. Er sprach's: Aber ein Jüngling kömmt ihr aus der Laube nach, schleicht sich an ihre Seite, und freundlich drückt sie ihre Hand in die seine. Ein Blumenkörbgen

körbgen gab er ihr; mit süsser Gebehrde nahm sie's an ihren Arm. So giengen sie von der Hütte weg im Mondschein daher. Voll Entsetzen stand Alexis in der Ferne, und bebte von der Sole bis zum Haupt. Götter! Ha, was seh ich! Zuwahr, ach zuwahr ist's, was mich quälte: Eine mitleidige Gottheit hat's vorhergesagt. O ich Elender! O wer bist du, Gott oder Göttin, die mein Unglück mir vorher empfinden ließ? Räche, o räche mich, strafe vor meinen Augen, strafe diese Treulosigkeit, und dann lasse mich Elenden sterben!

Mit verschlungenen Armen giengen das Mädgen und der Jüngling, mit huldreichen Gebehrden giengen sie am Mondschein, dem Myrtenwäldgen zu, das den Tempel der Venus umkränzt.

In die Schatten dieser Myrthen gehen sie, so sagte wütend Alexis; in diese Schatten, wo sie oft mir die treueste Liebe schwur! Jetzt sind sie im Wäldgen. Götter! Ich sehe sie nicht mehr; verborgen im dichtesten Gesträuche, da werden sie in den Schatten sich setzen. Doch nein, ich sehe sie wieder; am Mondschein glänzt ihr weisses Gewand, durch die Ranken und die schwarzen Stämme. Sie stehn still; hier ist ein schöner offner Plaz und weiches Gras. Treulose! Hier setzet euch hin; hier dem hellen Mond gegenüber, und schwört euch bey seinem Schimmer eure lasterhafte Liebe zu. Möchten die Furien euch verjagen! Aber nein, horche! Die

Nachti-

Nachtigallen singen ihre zärtlichsten Lieder, die Turteltauben seufzen um sie her. Doch nein, auch hier bleiben sie nicht; sie gehn zum Tempel der Göttin. Ha ich will näher, ich will sie sehn, ich will sie behorchen!

Er schlich in den Myrtenhain. Immer giengen sie dem Tempel näher, der auf weissen Marmorsäulen am Mondschein in die nächtliche Luft emporglänzte. Wie! Sie wagen's die Stufen des Tempels zu betreten! Sollte die Göttin der Liebe die schwarzeste Untreue schützen? Er sprach's, und sah das Mädgen die Stuffen des Tempels hinaufgehn; das Blumenkörbgen am Arm, gieng sie unter die umzirkelnden Säulen, und der Jüngling blieb an einer derselben stehn. Im Schatten des Haynes trat Alexis näher. Schauernd und voll Verzweiflung schlich er in dem Schatten, den eine der Säulen warf, schmiegte sich an sie hin, und sah Daphne zur Bildsäule der Venus gehn: Von milchweissem Marmor stand sie im Mondschein, als schmiegte sie mit dem Anstand einer Göttin vor den erstaunten Blicken anbetender Sterblicher sich rückwärts, und blickte huldreich zu den Opfernden von ihrem Fußgestell nieder. Daphne sank vor der Göttin aufs Knie, legte die Blumenkränze vor sich hin, und mit wehmüthiger Gebehrde und schluchzend flehte sie so: Höre, o höre, süsse Göttin, du Schützerin treuer Liebe, höre mein Flehn; nimm gütig an die Kränze die ich zum Opfer dir bringe! Abendthau und meine Thränen

glänzen

glänzen drauf. Ach schon ist's der sechste Tag seit Alexis mich verließ! O milde, gute Göttin, laß ihn gesund in meine Arme zurückkommen! Schütze, o schütze ihn auf seinem Wege, und führ' ihn, so gesund und so voll Liebe, wie er mich verließ, in meine schmachtenden Arme zurücke.

Alexis hört's, sieht gegen sich über den Jüngling stehn, dem jetzt der helle Mond ins Gesicht schien. Er war Daphnens Bruder; denn furchtsam wollte sie nicht nächtlicher Weile allein zum Tempel gehn.

Alexis trat hinter der Saule hervor. Daphne von dem frohesten Entzücken überrascht, er voll Freude und voll Schaam, sanken beyde mit umschlungenen Armen vor der Göttin hin.

Das hölzerne Bein.
Eine Schweitzeridylle.

Auf dem Gebürge, wo der Rautibach ins Thal rauschet, weidete ein junger Hirte seine Ziegen. Seine Querpfeife rief den siebenfachen Wiederhall aus den Felsklüften, und tönte munter durchs Thal hin. Da sah er einen Mann von der Seite des Gebürges heraufkommen; alt und von silbergrauem Haar; und der Mann, langsam an seinem Stabe gehend, denn sein eines Bein war von Holz, trat zu ihm, und setzte sich an seiner Seite auf ein Felsenstück. Der junge Hirte sah ihn erstaunt an, und blickt' auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind, sagte der Alte mit Lachen, gewiß du denkst, mit so einem Bein blieb ich wohl unten im Thal? Diese Reise aus dem Thal mach' ich alle Jahr' einmal. Dieß Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter als manchem seine zwey guten; das sollst du wissen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es wohl seyn, erwiederte der Hirte; doch ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde must du doch seyn. Willst du, so geb' ich dir frische Ziegenmilch, oder ich hole dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Fels rieselt.

Der Alte. Du bist ein guter Knabe; ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du, und holest ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Bein. Der junge Hirt lief, und schnell

schnell bracht er einen frischen Trunk aus der Quelle zurücke.

Der Greis hatte sich erquickt. Daß mancher eurer Väter, so sprach er, voll Narben und zerstümmelt ist, das sollt ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt jetzt an der Sonne froh zu seyn, und mit muntern Liedern den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt jetzt durchs Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berg zum andern; Freyheit, Freyheit beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unser Eigenthum, und was wir sammeln das sammeln wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirte. Der ist nicht werth ein freyer Mann zu seyn, der je vergessen kann, daß unsre Väter es erfochten.

Der Alte. Und der's nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag gieng ich alle Jahr' einmal auf diese Höhe aus dem Thal herauf; aber ich spür' es, dieß wird wohl das letzte mal seyn. Von hier seh' ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsre Freyheit gewannen. (*) Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spiese blitzten daher, und wohl zweyhundert Ritter in prächtiger Rüstung; Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon ein-

(*) Die Schlacht bey Näfels, im Canton Glarus, im Jahr 1388.

einmal war unser kleine Haufe zertrennt; nur wenig hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal, und schlich fürchterlich an den Gebürgen hin. Aber am Fuß des Berges stand jetzt unser Hauptmann; dort stand er, wo die beyden Weißtannen auf dem Felse stehn; nur wenige standen bey ihm. Mir ists, ich seh' ihn noch muthvoll dastehn, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft schwingt, daß es rauscht wie ein Sturmwind vor einem Gewitter; von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du da, vom Felsen herunter, jene Quellen? Steine, Felsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegensetzen; sieh, sie dringen durch; sie stürzen sich weiter und sammeln sich dort im Teiche: So war's, so eilten die Zerstreuten herbey, und schlugen durch die Feinde sich durch; standen um den Held her und schwuren, wir kleiner Haufe, steht Gott uns bey, zu siegen oder doch zu sterben! In gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns schützenden Berg zurück. Ein engegeschlossener Haufe standen wir wieder da, undurchdringlich wie der hinter uns stehende Fels: Aber jetzt, jetzt fielen wir, durch dreyssig Tapfre von Schweitz verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch hinunter in einen Wald sich wälzt und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter

und

und Fußknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen. So wüteten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstümmelte vorwärts, um weiter zu töden. Ich auch; aber im Gewühl stürzt' ein feindlicher Reuter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat mein eines Bein. Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, rafft' auf seine Schulter mich, und lief mit mir aus der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Fels um unsern Sieg: Pflege diesen, Vater, er hat gefochten wie ein Mann! Er sprach's, und lief in die Schlacht zurück. Sie ward gewonnen. Kinder, sie ward gewonnen! Mancher der unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich ward gepflegt, ich ward geheilt: Aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daß ich lebe. Ich hab' ihn umsonst gesucht; umsonst Gelübde, umsonst Wallfahrten gethan, daß irgend ein Heiliger oder ein Engel mir's offenbare. Ach umsonst! Ich soll ihm in diesem Leben nicht danken.

Der junge Hirte hatte mit Thränen im Auge ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst's in diesem Leben ihm nicht mehr danken? Erstaunt rief der Alte: Wie, was sagst du, weissest du denn wer er war?

Der junge Hirt. Mich müßte alles trügen oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt; Lebt

wol der Mann noch, welcher so tapfer an meiner Seite focht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?

Der Alte. O Gott, und ihr Heiligen, der Redliche sollte dein Vater seyn!

Der junge Hirte. Eine Narbe hatt' er hier, (er wies auf die linke Wange) der Splitter eines Spießes hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

Der junge Hirte. Vor zwey Jahren starb er; und jetzt hüte ich, denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt' ihn. O Gott sey's gedankt, so kann ich seine Gutthat in dir ihm wieder vergelten! Komm Sohn, komm in meine Wohnung; ein andrer kann diese Ziegen hüten. Und sie giengen hinunter ins Thal, nach seiner Wohnung: Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und eine einzige schöne Tochter war seine Erbin. Kind, so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Knaben. Könntest du ihm gut seyn, ich gäb ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe; gelbe Locken kräusten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle doch bescheidne Augen blinkten draus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drey Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen und sprach: Seyd mir gesegnet! Jetzt, jetzt bin ich der glücklichste Mann!

Erzählungen
von
Diderot.

An den Leser!

Ich mache mit der Uebersetzung dieser Erzählungen Deutschland ein Geschenke, noch ehe Frankreich die Originale gesehen hat: Aber ich bin dem Leser die Nachricht schuldig, wie diese beyden Stücke in meine Hände gekommen sind. Da ich meine neuen Idyllen herauszugeben entschlossen war, so war auch mein erstes, darauf zu denken, sogleich, durch eine gute französische Uebersetzung derselben, schlechtern zuvorzukommen. Wie sehr natürlich war's, dafür zu sorgen; da ich durch die Uebersetzungen meines Freundes, des Herrn Huber, Beyfall und Freunde bey Ausländern, und besonders in Frankreich erhalten hatte. Ich machte dieß Vorhaben meinen Freunden in Paris bekannt. Herr Diderot, dessen Beyfall und Tadel mir immer schätzbar sind, ließ mir in den freundschaftlichsten Ausdrücken sagen, daß er mit mir zugleich erscheinen wolle, und er sandte mir die Handschrift von diesen beyden Erzählungen, um sie, mit den meinigen verbunden, herauszugeben. Er hatte von meinen neuen Arbeiten noch nichts gesehen: Aber er glaubte, sie müßten's würdig seyn, an der Seite seiner eigenen zu erscheinen. Wie schmeichelhaft mußte mir diese freundschaftliche Zuversicht von einem so grossen Kenner seyn!

Könnte ich ehrenhafter bey seiner Nation erscheinen, als da sie dieses Geschenke von meiner Hand erhält: Könnte ich ehrenhafter vor Deutschland erscheinen, als da ich sie, mit dem Meinigen verbunden, in dieser Uebersetzung liefere? Ich bin stolz auf dieses öffentliche Zeugniß, das Herr Diderot seinen und meinen Landesleuten geben will, daß er mich schätzt und liebt.

Die beyden Freunde von Bourbonne.

Eine Erzählung.

Es lebten hier ein Paar Leute, man könnte sie den Orest und Pylades von Bourbonne nennen; der eine hieß Olivier, der andre Felix. Sie wurden am gleichen Tage, in dem gleichen Haus' und von zwo Schwestern gebohren: Die gleiche Milch nährte sie; denn da die eine von diesen Müttern im Wochenbette starb, nahm die andere beyde Kinder zu sich. Miteinander wurden sie erzogen, und blieben immer von andern Kindern abgesondert. Sie liebten sich, so wie man sein Daseyn, sein Leben genießt, ohne daran zu denken. Jeden Augenblick fühlten sie es, und sagten es vielleicht einander nie. Olivier rettete einmal dem Felix, der ein grosser Schwimmer seyn wollte, und beynahe ertrunken wäre, das Leben; aber keiner von beyden dachte nachher dran. Hundertmal zog Felix den Olivier aus verdrüßlichen Händeln, worein ihm seine ungestüme Gemüthsart verwickelte; und niemals fiel es diesem ein, ihm dafür zu danken. Sie giengen miteinander heim, und redten entweder gar nichts, oder von was anderm.

Man loosete für die Militz; und das fatale Billet fiel auf Felix: Das andre ist für mich, sagt' Olivier.

Sie hielten ihre Dienstzeit aus, und kamen ins Land zurücke: Ob einander noch lieber als zuvor, daß könnt' ich eben nicht sagen, Brüderchen! Denn wenn gleich wechselseitige Wohlthaten eine überlegte Freundschaft befestigen, so thun sie vielleicht doch bey derjenigen nichts, die ich eine animalische, häusliche Freundschaft nennen möchte. Bey der Armee ward Olivier einst im Gefecht von einem Säbelhiebe bedroht, der ihm den Kopf spalten sollte: Maschinenmäßig stellte sich Felix vor den Hieb, und behielt davon eine Narbe. Man behauptet, er sey auf diese Wunde stolz gewesen; ich glaube es aber nicht. Bey Hastenbeck zog Olivier den Felix aus dem Haufen von Todten, unter denen er geblieben war. Wenn man sie fragte, so redten sie zuweilen von der Hülfe, die jeder von dem andern empfangen; aber niemals von der, die er dem andern geleistet hatte. Olivier redte von Felix, Felix von Olivier; aber sie thaten mit nichts groß. Als sie eine Zeitlang wieder im Lande waren, verliebten sie sich (zwar von ohngefehr) in das gleiche Mädchen. Nicht die geringste Eifersucht war zwischen ihnen: Der erste, der die Leidenschaft seines Freundes gewahr ward, entfernte sich: Es war Felix. Olivier heyrathete; und Felix, des Lebens überdrüßig, ohne zu wissen warum, stürzte sich in allerley gefährliche Gewerbe, und ward zuletzt ein Schleichhändler. Es ist dir bekannt, Brüderchen, daß in Frankreich vier Gerichtskammern sind, wo die Schleichhändler gerichtet werden: Caen, Rheims, Valence und Toulouse; und daß unter allen vieren

die

die zu Rheims die strengste ist, in welcher ein gewisser Coleau präsidirt; der grausamste Mann, denn die Natur je hervorgebracht hat. Felix ward, mit den Waffen in der Hand, ergriffen, von den Coleau geführt, und, wie fünfhundert andre vor ihm, zum Tode verurtheilt. Olivier vernahm des Felix Schicksal. In einer Nacht steht er seinem Weib von der Seite weg auf; läuft, ohne ihr was zu sagen, gen Rheims, geht zum Richter Coleau, wirft sich zu seinen Füssen, und bittet um die Gnade, den Felix zu sehn und zu umarmen. Coleau sieht ihn an; schweigt eine Weile; winkt ihm, sich zu setzen. Olivier setzt sich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau seine Uhr hervor: Wann du deinen Freund noch beym Leben sehn und umarmen willst, sagt er zu Olivier, so mache geschwind; er ist jetzt auf dem Weg'; und, geht meine Uhr recht, ehe zehn Minuten vorbey sind, gehangen seyn. Vor Wuth ausser sich steht Olivier auf, versetzt mit seinem Stocke dem Richter Coleau einen ungeheuern Streich auf das Genicke, der ihn fast todt auf den Boden streckt; läuft gegen dem Richtplatz; kömmt, schlägt auf den Henker; schlägt auf die Gerichtsdiener; bringt den Pöbel auf, der ohnedies schon über solche Hinrichtungen erbittert war. Es fliegen Steine. Felix wird befreyt und entkömmt. Jetzt sucht Olivier sich zu retten: Aber ein Soldat von der Marechaussee hatt' ihm mit dem Bajonet die Seite durchstochen, ohne daß er's fühlte. Er gewinnt das Stadtthor, kann aber nicht weiter gehn. Mitleidige Fuhrleute setzten ihn auf ihren

Karrn; und nur einen Augenblick, ehe er den Geist aufgab, ward er vor seine Hausthüre gebracht. Kaum hatt' er noch Zeit, seinem Weibe zu sagen: Weib, komm her, daß ich dich herze: Ich sterbe! Aber der Narbigte ist gerettet!

Als wir eines Abends nach unsrer Gewohnheit spatzirten, sahen wir vor einer Strohhütte ein grosses Weib stehn, und vier kleine Kinder waren zu ihren Füssen. Ihr trauriges, aber entschlossenes Aussehn machte uns neugierig; und unsere Aufmerksamkeit erweckte die ihrige. Erst schwieg sie eine Weile: Dann — Seht da vier kleine Kinder, sprach sie; ich bin ihre Mutter, und habe keinen Mann mehr! Diese hohe Art, Mitleiden zu erwecken, war recht dazu gemacht, uns zu rühren. Wir boten ihr unsre Hülfe an, die sie mit guter Art annahm; und bey diesem Anlasse haben wir die Geschichte Oliviers, ihres Mannes, und seines Freundes, Felix, vernommen. Wir haben sie empfohlen; und ich hoffe, es werde für sie nicht ohne Nutzen gewesen seyn. Und so siehst du wol, Brüderchen, daß Hoheit der Seele, und erhabene Eigenschaften, allen Ständen und allen Ländern zukommen; daß oft einer in Dunkelheit stirbt, dem es nur an einem andern Schauplatze fehlte; und daß man in einer Strohhütte oder bey den Irokesen zween Freunde finden kann.

* * *

Du

Du verlangst zu wissen, Brüdergen, was aus dem Felix geworden ist. Diese Neugierde ist so natürlich, und ihr Beweggrund so lobenswerth, daß wir uns ein wenig Vorwürfe darüber machten, sie nicht selbst gehabt zu haben. Diesen Fehler wieder gut zu machen, dachten wir zuerst an Herrn Papin, Doktor der Gottesgelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne: Allein Mama fand besser, sich bey dem Subdelegat Aubert, einem guten redlichen Manne, dieser Sache halber zu erkundigen. Dieser hat uns folgenden Bericht, auf dessen Wahrheit du zählen kannst, zugeschickt:

„ Benannter Felix lebt noch. Den Händen des „ Gerichts zu Rheims entwischt, floh er in die „ Wälder der Provinz, wo er während seines Schleichhandels alle Stege und Wege kennen gelernt, und „ suchte der Wohnung des Olivier, dessen Schicksal „ ihm unbekannt war, nach und nach näher zu „ kommen.

„ In dem innersten eines Waldes, wo Sie, Madame, zuweilen spazierten, wohnte ein Kohlen„ brenner, dessen Hütte dergleichen Leuten zur Zu„ flucht diente, und zugleich die Niederlage ihrer „ Waaren und Waffen war. Nicht ohne Gefahr, „ in die Netze der Marechaussee zu fallen, die ihm „ auf dem Fusse nachfolgte, gieng Felix dahin: „ Einige seiner Mitgenossen hatten die Nachricht „ von seinem Verhaft zu Rheims schon überbracht,

„ und

„ und der Kohlenbrenner und seine Frau hielten ihn
„ bereits für hingerichtet, als er vor ihnen erschien.

„ Ich will es erzählen, wie ich's von der Koh-
„ lenbrennerin gehört habe, die vor nicht gar lan-
„ ger Zeit gestorben ist.

„ Ihre Kinder, welche um die Hütte herschlen-
„ terten sahen ihn zuerst: Indem er sich verweilte,
„ das jüngste zu liebkosen, dessen Pathe er war,
„ giengen die andern in die Hütte, und schrien:
„ Felix! Felix! Vater und Mutter kamen heraus,
„ und wiederholten das gleiche Freudengeschrey: Aber
„ der Elende war von Müdigkeit und Hunger so
„ abgemattet, daß er nicht Kräfte hatte zu antwor-
„ ten, und beynahe ohnmächtig in ihre Arme sank.

„ Die guten Leute sprangen ihm bey, mit allem
„ was sie hatten. Sie gaben ihm Brod, Wein,
„ und etwas Gemüß. Er aß und schlief ein.

„ Sein erstes Wort, sobald er erwachte, war
„ Olivier! Kinder, wißt ihr nichts von Olivier?
„ Sie sagten ihm Nein. Er erzählte ihnen die Be-
„ gebenheit zu Rheims, brachte die Nacht und den
„ folgenden Tag bey ihnen zu; seufzte und jammerte
„ um Olivier, den er im Gefängnisse zu Rheims
„ glaubte. Er wollte dahin gehn; gehn, mit ihm
„ zu sterben: Es kostete den Kohlenbrenner und die
„ Kohlenbrennerin nicht wenig Mühe, ihn davon
„ abzubringen.

„Um

„ Um die Mitte der andern Nacht nahm er eine
„ Flinte und einen Säbel unter den Arm, rief mit
„ leiser Stimme dem Kohlenbrenner — Kohlen-
„ brenner! — Felix! — Nimm die Axt, wir wol-
„ len gehn — Wohin? — Schöne Frage! Zu
„ Olivier. — Sie gehn: Aber, indem sie aus dem
„ Walde kommen, werden sie von einem Haufen
„ der Marechaussee umringt.

„ Ich berufe mich auf das, was mir die Koh-
„ lenbrennerin gesagt hat; denn es ist unerhört,
„ daß zween Männer zu Fuß sich gegen zwanzige
„ zu Pferde haben halten können. Vermuthlich
„ waren diese zerstreut, und wollten ihren Fang le-
„ bendig haben. Dem sey nun wie ihm wolle, das
„ Gefecht war hitzig; fünf Pferde wurden lahm ge-
„ schossen, und sieben Reuter mit dem Säbel oder
„ mit der Axt niedergehauen. Der arme Kohlen-
„ brenner blieb von einem Schuß in den Schlaf todt
„ auf dem Platze. Felix erreichte den Wald wieder
„ und lief, denn er war von unglaublicher Behen-
„ digkeit, von einer Stelle zur andern; lud im Lauf
„ seine Flinte, schoß, pfif. Dieses Pfeifen, diese
„ Flintenschüsse, zu verschiedner Zeit, von verschied-
„ nen Orten her gehört, jagten den Reutern der
„ Marechaussee die Furcht ein, es müsse eine ganze
„ Parthey Schleichhändler da seyn. Sie zogen sich
„ eilends zurücke.

„ Kaum sah sie Felix in der Ferne, so kehrt er
„ auf den Kampfplatz zurücke, lud des Kohlenbren-
ners

„ ners Leiche auf seine Schultern, und nahm den
„ Rückweg zur Hütte, wo die Kohlenbrennerin und
„ ihre Kinder noch schliefen. Bey der Thüre stand
„ er still, legte den Leichnam vor seine Füsse, und
„ setzte sich, den Rücken an einen Baum gelehnt,
„ und das Gesicht gegen den Eingang der Hütte ge-
„ kehrt, nieder. Dieß war der Anblick, der auf
„ die Kohlenbrennerin wartete, wenn sie ihre Hütte
„ öffnen würde.

„ Sie erwacht, und findet den Mann nicht an
„ ihrer Seite. Ihre Augen suchen den Felix. Kein
„ Felix ist da. — Sie steht auf, geht hinaus; sie
„ sieht, schreyt, fällt rückwärts zu Boden. Ihre
„ Kinder laufen hinaus, sehen, schreyen, wälzen
„ sich auf ihren Vater, wälzen sich auf ihre
„ Mutter. Durch den Lerm und durch das Ge-
„ schrey ihrer Kinder wieder zu sich selbst gebracht,
„ zerrauft sich die Kohlenbrennerin die Haare, zer-
„ fleischt ihre Wangen. Felix, am Fusse seines
„ Baumes unbeweglich, die Augen zugeschlossen,
„ den Kopf rückwärts hängend, schreyt mit erstorb-
„ ner Stimme: Tödtet mich! Einen Augenblick
„ wird es stille; dann fängt der Jammer und das
„ Geschrey wieder an, und Felix ruft wieder: Töd-
„ tet mich! Kinder, aus Erbarmen tödtet mich!

„ So brachten sie drey Tag' und drey Nächte
„ mit Jammern zu. An der vierten sagte Felix zu
„ der Kohlenbrennerin: Weib, nimm deinen Quer-

„ sack

„ sack; thu Brodt darein, und folge mir! — Nach „ einem langen Umweg' über unsre Berge, und „ durch die Wälder, langten sie endlich bey Oli„ viers Hause an, welches, wie Sie wissen, am „ Ende des Flekens liegt, wo sich die Strasse in „ zween Wege theilt, davon der eine in Burgund, „ der andre in Lothringen führt.

„ Hier sollte Felix Oliviers Tod vernehmen, und „ sich zwischen den Wittwen zweener Männer befin„ den, die um seinetwillen ermordet worden. Er „ geht hinein. Hastig fragt er Oliviers Weib: Wo „ ist Olivier? Aus ihrem Stillschweigen, aus ihrer „ Kleidung, aus ihren Thränen merkt er, daß Oli„ vier nicht mehr ist. — Plötzlich wird ihm übel; „ er fällt, und zerstößt sich den Kopf an dem Back„ trog. Die beyden Wittwen hoben ihn auf; sein „ Blut floß auf sie herab, und beyde suchten es „ mit ihren Schürzen zu stillen: Und ihr seyd ihre „ Weiber, rief er, indem sie damit beschäftigt wa„ ren, und helfet mir! Dann ward er ohnmächtig, „ dann kam er wieder zu sich selbst, und seufzend „ rief er: Warum ließ er mich nicht? Warum mußt' „ er gen Rheims kommen? Warum ließ man ihn „ gehen? — Endlich ward er überall verrückt: Er „ gerieth in Wuth; wälzte sich auf dem Boden, und „ zerriß seine Kleider. In einem solchen Anfall zog „ er seinen Säbel, und wollte sich töden: Aber die „ beyden Weiber warfen sich auf ihn, riefen um „ Hülfe, und die Nachbarn liefen herbey; man

„ band ihn mit Stricken, und ließ ihm sieben bis
„ acht mal zur Ader. Mit der Erschöpfung seiner
„ Kräfte legte sich endlich die Wuth; drey oder vier
„ Tage blieb er wie todt. Nach Verfluß derselben
„ kam er wieder zum Verstande. Wie aus einem
„ tiefen Schlaf erwacht, schaut er um sich her: Wo
„ bin ich? Weiber, wer seyd ihr? — Ich bin die
„ Kohlenbrennerin, antwortete ihm die eine. —
„ Ach ja, die Kohlenbrennerinn! — Und ihr? —
„ Oliviers Weib schwieg. Dann fieng er an zu
„ weinen, wandte sich gegen die Mauer: — Ich
„ bin bey Olivier, sagte er schluchzend — dieß
„ Beth ist Oliviers Beth — und dieses Weib hier
„ war sein Weib! Ach!

„ Die beiden Weiber trugen so viel Sorge für
„ ihn; flößten ihm so viel Mitleiden ein; baten ihn
„ so dringend, doch zu leben; stellten ihm so rührend
„ vor, er sey ihre einzige Zuflucht, daß er sich zuletzt
„ beruhigen ließ.

„ Die ganze Zeit über, da er in diesem Hause
„ blieb, legte er sich niemals zu Bethe. Des
„ Nachts gieng er aus, irrte im freyen Felde herum,
„ wälzte sich auf der Erde, rief dem Olivier. Im-
„ mer folgte ihm eine von den Weibern nach, und
„ führte ihn beym Anbruch des Tages wieder heim.

„ Verschiedene Leute wußten, daß er in Oliviers
„ Hause war; darunter gab es auch übelgesinnte;
„ und beyde Weiber zeigten ihm die Gefahr, welcher

„ er sich aussetzte. Es war ein Nachmittag; Felix „ saß auf einer Bank, den Säbel auf seinen „ Knien, die Ellbogen auf einen Tisch gestützt, „ und beyde Fäuste auf seinen Augen. Zuerst „ antwortete er nichts. Oliviers Weib hatte einen „ Knaben von siebenzehn bis achtzehn Jahren; „ die Kohlenbrennerin ein Mädchen von fünfzehn. „ Kohlenbrennerin, sagte er plötzlich zu ihr; geh, „ suche deine Tochter, und bringe sie her! Er „ hatte einige Mannwerke Wiesen, und verkaufte „ sie. Die Kohlenbrennerin gieng, und kam mit „ ihrer Tochter zurück. Oliviers Sohn heyra„ thete sie. Felix gab ihnen das Geld von seinen „ Wiesen, umarmte sie, bat mit Thränen um Ver„ ziehung. Sie liessen sich in der Hütte nieder, wo „ sie noch sind, und den übrigen Kindern Vater„ und Mutterstelle vertreten. Die beyden Wittwen „ blieben beyeinander; und Oliviers Kinder hatten „ Vater, und zwo Mütter.

„ Beynahe vor anderthalb Jahren starb die Koh„ lenbrennerin, und Oliviers Weib beweint sie noch „ täglich.

„ Eines Abends, da sie den Felix belauschten, „ (denn eine von beyden behielt ihn immer im Auge) „ sahen sie, daß er in Thränen zerfloß. Stillschwei„ gend streckte er seine Arme gegen die Thür aus, „ die ihn von denselben trennte. Dann schickte er „ sich an, seinen Bündel zu packen. Sie sagten „ ihm nichts; denn sie sahen nur gar zu wol, wie

„ nöthig seine Abreise war. Ohne etwas zu reden,
„ assen sie alle drey zunacht. In der Nacht stand
„ Felix auf; die Weiber schliefen nicht. Auf den
„ Zehen gieng er gegen die Thüre: Da stand er still,
„ sah nach dem Bethe beyder Weiber um, wischte
„ die Augen mit den Händen, und gieng fort. Die
„ beyden Weiber drückten einander in die Arme, und
„ brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man
„ weiß nicht, wohin er sich flüchtete: Es vergieng
„ aber selten eine Woche, daß er ihnen nicht etwas
„ zur Unterstützung schickte.

„ Der Wald, wo die Tochter der Kohlenbrenne-
„ rin mit Oliviers Sohn lebt, gehört einem Herrn
„ Clerc von Ranconnieres, der sehr reich und Herr
„ eines andern Dorfs in diesen Gegenden, mit Na-
„ men Courcelles, ist. Eines Tags, da Herr von
„ Ranconnieres oder Courcelles, wie Sie lieber
„ wollen, in seinem Forst jagte, kam er zu des
„ jungen Oliviers Hütte, gieng hinein, scherzte und
„ besprach sich mit dessen Kindern, welche ganz
„ hübsch sind. Die Figur der Frau war auch nicht
„ schlecht; sie gefiel ihm. Der standhafte Ton des
„ Mannes, der viel von seinem Vater hatte, nahm
„ ihn ein. Er vernahm die Begebenheiten ihrer
„ Eltern; versprach, für Felix um Gnade zu bit-
„ ten; that es, und erhielt sie.

„ Felix trat bey dem Herrn von Ranconnieres in
„ Dienste. Er gab ihm die Stelle eines Wildmeisters.
„ Un-

„Ungefehr zwey Jahre hatte er im Schlosse „Ranconnieres gelebt, und immer einen guten „Theil seiner Besoldung den Wittwen zugeschickt, „als ihn der Eifer für seinen Herrn, und die Drei„stigkeit seines Charakters, in einen Handel ver„wickelten, der im Anfang nichts zu bedeuten hatte, „aber die verdrießlichsten Folgen nach sich zog.

„Herr von Ranconnieres hatte zu Courcelles „den Herrn von Fourmont, Presidialrath zu Ch**, „zum Nachbarn. Beyde Häuser waren nicht nur „durch einen Wehrstein abgesondert, welcher der „Thüre des Herrn von Ranconnieres etwas unge„legen stand, und das Einfahren der Kutschen un„bequem machte. Herr von Ranconnieres ließ ihn „einige Schuhe gegen Herrn Fourmont zurücksetzen; „dieser schob ihn wieder eben soviel gegen den Herrn „von Ranconnieres. Daraus entstund Haß, „Schimpfreden, und ein Proceß zwischen beyden „Nachbarn. Der Proceß vom Wehrstein veran„laßte zween oder drey andere, beträchtlichere. So „standen die Sachen, als eines Abends Herr von „Ranconnieres mit seinem Wildmeister von der „Jagd zurückkam, und auf der Strasse die Herren „Fourmont, den Rath, und seinen Bruder, den „Officier, antraf. Bruder, sagte der letztere, wie, „wenn man diesem alten H** das Gesicht zer„fetzte? — Was meinst du? Dieses hörte der Herr „von Ranconnieres nicht; aber zum Unglücke Fe„lix, der sich dreist gegen den jungen Herrn wandte.

„ Mein Herr Officier, sprach er zu ihm, solltet ihr
„ wol Herz genug haben, euch auch nur anzuschicken
„ das zu thun, was ihr gesagt habt? Zugleich
„ legt er seine Flinte nieder, und die Hand an den
„ Griff seines Säbels, ohne den er niemals aus-
„ gieng. Der junge Officier zieht den Degen, und
„ geht auf den Felix los; Herr von Ranconnieres
„ läuft hinzu, stellt sich in die Mitte, und faßt sei-
„ nen Wildmeister. Inzwischen ergreift der Officier
„ die Flinte, die auf dem Boden lag, schießt auf
„ Felix, und verfehlt ihn; dieser antwortet mit
„ einem Säbelhieb, daß dem jungen Herrn der De-
„ gen aus der Hand, und damit die Hälfte des Ar-
„ mes zu Boden fällt. — Und daraus erwächst
„ ein Criminalhandel noch über drey oder vier Ci-
„ vilprocesse. Felix ward ins Gefängniß gesperrt.
„ Es erfolgten schreckliche Proceduren: Eine obrig-
„ keitliche Person ward ihres Standes entsetzt und
„ beynahe geschändet; ein Officier ward vom Dienst
„ ausgeschlossen; Herr von Ranconnieres starb vor
„ Verdruß; und Felix, dessen Verhaft noch immer
„ fortwährte, blieb der ganzen Rache der Fourmont
„ ausgesetzt. Sein Ende wäre unglücklich geworden,
„ hätte ihm die Liebe nicht ausgeholfen. Des
„ Stockmeisters Tochter verliebte sich in ihn, und
„ bahnte ihm den Weg zur Flucht. Dieß ist wenig-
„ stens die allgemeine Vermuthung. Er gieng nach
„ Preussen, wo er noch jetzt unter dem Garderegi-
„ mente steht. Man sagt, er sey seinen Camera-
„ den lieb, und sogar dem Könige bekannt. Sein

„ Soldat

„ Soldatennamen ist der Traurige. Oliviers Wittwe
„ hat mir gesagt, er fahre noch immer fort, sie zu
„ unterstützen.

„ Dieß ist nun alles, Madame, was ich von
„ des Felix Geschichte erfahren konnte. Ich füge
„ meinem Bericht einen Brief von Herrn Papin,
„ unserm Pfarrer, bey. Was er enthält, weiß ich
„ nicht; ich fürchte aber sehr, der arme Priester,
„ dessen Verstand ein bisgen schmal, und das Herz
„ ziemlich schlimm ist, schreibe ihnen von Olivier
„ und Felix nach seinen Vorurtheilen. Ich be
„ schwöre Sie demnach, halten Sie sich lieber an
„ diesen Bericht, auf dessen Wahrheit Sie zählen
„ können; und an ihr eigenes gutes Herz, das Ih-
„ nen besser rathen wird, als der vornehmste Ca-
„ suist der Sorbonne, welches Herr Papin nicht ist.

Brief von Herrn Papin, Doktor der Gottesgelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne.

„ Ich weiß nicht, Madame, was Ihnen der Herr
„ Subdelegat von Olivier und Felix erzählt haben
„ mag, noch was für Antheil Sie an dem Schick-
„ sal der zween Strassenräuber nehmen können, die
„ alle ihre Schritte in dieser Welt mit Blut besu-
„ delt haben. Die Vorsehung, welche den einen

„ gestraft, hat dem andern einige Augenblicke Frist
„ gelassen, die er sich, wie ich sehr befürchte, nicht
„ zu Nutze machen wird: Aber der Wille Gottes
„ geschehe! Ich weiß, daß es hier Leute giebt, (und
„ ich würde mich nicht wundern, wenn der Herr
„ Subdelegat unter der Zahl wäre) die von diesen
„ zween Menschen, als von Mustern einer ausser-
„ ordentlichen Freundschaft, reden. Aber was ist
„ die erhabendste Tugend in den Augen Gottes,
„ wenn sie von den Empfindungen der Gottselig-
„ keit, von der Ehrfurcht die der Kirche und ihren
„ Dienern gebührt, und von der Unterwerfung ge-
„ gen das Gesetz des weltlichen Oberherrn entblößt
„ ist? Olivier ist unter seiner Hausthüre ohne Sa-
„ cramente gestorben: Und als ich zu Felix, der sich
„ bey den zwo Wittwen befand, berufen ward, konnte
„ ich niemals was anders herausbringen, als den
„ Namen Olivier; kein Zeichen der Religion; kein
„ Merkmal der Busse! Ich finde auch nicht die ge-
„ ringste Spur, daß er je vor einem Beichtstuhl er-
„ schienen sey. Oliviers Weib ist eine stolze Crea-
„ tur, die sich bey mehr als einer Gelegenheit gegen
„ mich vergangen hat. Unter dem Vorwande, daß
„ sie lesen und schreiben kann, glaubt sie sich im
„ Stand, ihre Kinder zu erziehen; und man sieht
„ diese weder in der Schule, noch in meinen Unter-
„ weisungen. Urtheilen Sie daraus, Madame, ob
„ Leute von dieser Art ihrer Gutthaten würdig sind!
„ Das Evangelium empfiehlt uns das Mitleiden
„ gegen die Armen unablässig: Allein durch eine

„ gute

„ gute Wahl der Elenden verdoppelt man den Werth
„ seiner Allmosen; und niemand kennt die wahren
„ Dürftigen besser, als ein gemeinschaftlicher Hirt
„ der Armen und Reichen. Wollten Sie, Madame,
„ mich mit ihrem Zutrauen beehren, so würde ich
„ vielleicht die Proben ihrer Wohlthätigkeit auf eine
„ solche Weise anwenden, welche für die Armen
„ nützlicher, und für Sie verdienstlicher wäre.

Ich bin mit Hochachtung u. s. f.

Die Frau von *** dankte dem Herrn Subdelegat Aubert für seine Gefälligkeit, und schickte ihre Allmosen mit folgendem Briefgen an den Herrn Papin:

„ Mein Herr! Ich bin Ihnen für Ihren weisen
„ Rath sehr verbunden. Ich gestehe Ihnen, die
„ Geschichte dieser beyden Leute hatte mich gerührt;
„ und Sie werden mir beystimmen, daß das Bey-
„ spiel einer so ausserordentlichen Freundschaft recht
„ dazu gemacht war, ein gutes und empfindliches
„ Herz zu verführen: Aber Sie haben mich zurecht-
„ gewiesen; und ich hab' es begriffen, daß es bes-
„ ser ist, christlichen und unglücklichen Tugenden
„ Beystand zu leisten, als bloß natürlichen und heid-
„ nischen. Ich bitte Sie, die geringe Summe, die
„ ich Ihnen sende, anzunehmen, und sie nach einer
„ klügern Mildthätigkeit auszutheilen, als die mei-
„ nige nicht ist. „

Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. f.

Man wird sich leicht vorstellen, daß die Wittwen Olivier und Felix an den Allmosen der Frau von *** nicht den geringsten Antheil bekamen. Felix starb; und das arme Weib wäre mit ihren Kindern vor Elend zu Grunde gegangen, hätte sie sich nicht in dem Wald zu ihrem ältern Sohne geflüchtet, wo sie, ihres hohen Alters ungeachtet, arbeitet, und sich mit ihren Kindern und Enkeln ernährt, so gut sie kann.

* * *

Und so giebt es denn dreyerley Arten Erzählungen? — Es giebt ihrer wohl mehr, werdet ihr mir sagen — Ich bin's zufrieden: Aber ich unterscheide fürs erste die Erzählung nach der Weise Homers, Virgils, Tasso's; und nenne sie die wunderbare Erzählung. In dieser wird die Natur vergrössert, die Wahrheit ist hypothetisch; und wenn der Erzähler das einmal gewählte Maaß durchaus beobachtet; wenn sowohl in der Handlung als in dem Ausdruck alles diesem Maaß entspricht, so hat er die Stuffe der Vollkommenheit erreicht, welche die Art seiner Arbeit zuläßt; und ihr könnt nichts mehr von ihm fodern. Sobald ihr in sein Gedicht eingeht, setzt ihr den Fuß in ein unbekanntes Land, worinn nichts so zugeht, wie in demjenigen, wo ihr wohnet; sondern wo alles im Grossen geschieht, wie hingegen um euch her im Kleinen. Demnach giebt es eine scherzhafte Erzählung, nach der Art der Lafontaine, Vergiers,

giers, Ariosts, Hamiltons; wo der Erzähler weder die Nachahmung der Natur, noch die Wahrheit, noch die Täuschung zum Zwecke hat; er schwingt sich in ganz eingebildete Sphären empor. Sagt diesem: Sey aufgeweckt, sinnreich, abwechselnd, original, und sogar ausschweifend; ich bins zufrieden: Aber täusche mich durch die Schilderung der Umstände; das Bezaubernde der Form verberge mir immer die Unwahrscheinlichkeit des Grundstoffs. Und wenn dieser Erzähler das leistet, was wir hier von ihm fodern, so hat er alles gethan. Endlich giebt es noch die historische Erzählung, wie die Novellen des Scarron, Cervantes, u. dgl. sind. —— Weg, mit den historischen Erzählungen, und mit dem Erzähler! Er ist ein matter, frostiger Lügner. — Allerdings, wenn er sein Handwerk nicht versteht. Er setzt sich's vor, euch zu betrügen; er sitzt im Winkel euers Feuerherds, und hat die strenge Wahrheit zum Gegenstande: Er will, daß man ihm glaube; will interessiren, rühren, hinreissen, erschüttern, die Haut schauern, und Thränen fliessen machen: Wirkungen, die man ohne Beredsamkeit und Poesie nicht hervorbringt. Aber die Beredsamkeit ist eine Art von Lügen, und nichts hindert die Illusion mehr als die Poesie. Beyde vergrössern, erweitern, übertreiben, erwecken Mißtrauen. Wie wird es denn dieser Erzähler angreifen, euch zu betrügen? So: Er wird in seine Erzählung kleine Umstände die genau mit der Sache verbunden sind, so einfältige, so natürliche, und dabey doch so schwer zuerfindende Züge streu'n,

daß ihr euch genöthigt fühlen werdet, bey euch selbst zu sagen: Mein Treu, das ist wahr! Dergleichen Dinge erfindt man nicht. So wird er die Vergrösserung der Beredsamkeit und Poesie wieder gut machen; so wird die Wahrheit der Natur das Blendwerk der Kunst verbergen, und er wird widersprechend scheinende Forderungen erfüllen: Nämlich zugleich ein Geschichtschreiber und ein Poet, wahrhaft und ein Lügner seyn. Ein Beyspiel, von einer andern Kunst entlehnt, wird vielleicht besser begreiflich machen, was ich sagen will. Ein Künstler mahlt einen Kopf auf seine Leinewand; alle Formen sind stark, groß und regelmässig; es ist das vollkommenste, auserlesenste Ganze. Wenn ich es betrachte, so fühl ich Ehrfurcht, Bewunderung, Schrecken. Ich suche das Modell dazu in der Natur, und find' es nicht. In Vergleichung damit ist alles schwach, klein, nichtsbedeutend: Dieses ist ein Idealkopf, fühl' ich bey mir selber. Aber der Künstler lasse mich eine kleine Narbe an der Stirne dieses Kopfes, oder eine Warze am Schlaf, eine unmerkliche Naht an der Unterlippe wahrnehmen — und der Kopf, der mir ein Ideal war, wird augenblicklich ein Portrait. Ein Merkmal von Pocken am Augenwinkel oder neben der Nase — und dieses Weibergesicht ist nicht mehr das Gesicht der Venus, es ist das Gesicht einer Nachbarin. Ich würde also unsern historischen Erzählern sagen: Eure Figuren sind schön, wenn ihr wollt; aber die Warze am Schlaf, die Naht an der Lippe, das Merkmal

mal der Pocken neben der Nase, welche sie zu wahrhaften Figuren machen würden, mangelt ihnen. Und, wie mein Freund Cailleau sagte: Ein wenig Staub auf meine Schuhe, und ich komme nicht aus meiner Kammer, ich komme vom Lande zurücke.

Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Hor. Art. Poët.

Und jetzt noch ein bisgen Moral auf ein bisgen Poetick. Das steht gut! — Felix war ein Bettler, der nichts hatte. Olivier war ein andrer Bettler, der nichts hatte. Sagt das gleiche vom Kohlenbrenner, von der Kohlenbrennerin und von den übrigen Personen dieser Erzählung: Und zieht daraus überhaupt diesen Schluß, daß es selten eine vollkommne, wahre Freundschaft geben kann, als zwischen Menschen die nichts haben. Alsdann macht ein Mensch das ganze Glück seines Freundes, und der Freund das ganze Glück dieses Menschen aus. Daher die Erfahrungswahrheit, daß das Unglück alle Bande fester knüpft — und der Stoff zu einem kleinen Paragraphe mehr, für die erste Ausgabe des Buches de l'Esprit.

Unterredung
eines
Vaters mit seinen Kindern.
Oder:
Von der Gefahr, sich über die Gesetze wegzusetzen.

Mein Vater, ein Mann von ausnehmendem Verstand, war wegen seiner strengen, frommen Redlichkeit in der ganzen Provinz berühmt. Mehr als einmal ward er von seinen Mitbürgern zum Schiedsmann gewählt, und Fremde, die er nicht kannte, vertrauten ihm oft die Vollziehung ihres letzten Willens. Die Armen beweinten seinen Verlust, als er starb. So lang er krank lag, gaben groß und kleine zu erkennen, wie viel Antheil sie an seiner Erhaltung nähmen; und als man wußte, daß er sich seinem Ende nahete, trauerte die ganze Stadt. Immer wird sein Bild meinem Gedächtniß gegenwärtig seyn. Mich dünkt, ich sehe ihn in seinem Armsessel, mit seiner ruhigen Gebehrde und dem heitern Gesichte. Mich dünkt, ich hör' ihn noch. Hier ist die Geschichte eines von unsern Abenden, und das Muster von der Anwendung der andern.

Es war Winter, und wir sassen einmal beym Feuer um ihn her: Der Abbe, meine Schwester, und

und ich. Mein Sohn, sagte er nach einem Gespräche über die Unbequemlichkeiten eines berühmten Namens zu mir: Mein Sohn, wir haben beyde in der Welt Geräusch gemacht; aber mit dem Unterschiede: Das Geräusch, welches du mit deinem Werkzeuge machetest, hat dich selbst; und das, welches ich mit dem meinigen machte, hat andre um ihre Ruhe gebracht. Nach diesem guten oder schlechten Scherze des alten Hammerschmieds fieng er an zu staunen, und uns mit einer ganz besondern Aufmerksamkeit anzusehen. Worüber staunet ihr, mein Vater, fragte der Abbe? Daß, versetzte er, der Ruff eines rechtschaffenen Mannes, der wünschenswürdigste unter allen, auch seine Gefahren hat, selbst für den der ihn verdient. Noch schauert mir, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, wenn ich daran denke. Würdet ihr's wol glauben, meine Kinder? Einmal in meinem Leben stand ich im Begriff, euch zu Grunde zu richten. Der Abbe. Und wie das? Mein Vater. Wie das? Ihr sollt es hören:

Ehe ich anfange (sprach er zu meiner Schwester) Mädgen, lege mir das Kopfküssen höher; es ist zu tief heruntergesunken. Und du, (sprach er zu mir) mache meinen Schlafrock zu; das Feuer brennt mich an die Beine. — Ihr alle habt ja den Pfarrer zu Thivet gekannt? Meine Schwester. Den guten alten Priester, der in seinem hundertsten Jahr an einem Morgen seine vier Meilen machte? Der Abbe. Der, hundert und ein Jahr alt, verschied,

schied, als er den Tod eines Bruders vernahm, welcher bey ihm gewohnt, und das neun und neunzigste erreicht hatte? Mein Vater. Eben den. Der Abbe. Nun denn? Mein Vater. Nun denn: Seine Erben, arme Leute, die, auf den Strassen, auf dem Lande und bey den Kirchthüren zerstreut, ihr Leben im Bettel zubrachten, schickten mir eine Procur, die mich bevollmächtigte, an Ort und Stelle zu gehen, und für die Sicherheit der Verlassenschaft ihres Vetters, des verstorbnen Pfarrers, zu sorgen. Wie hätt' ich armen Leuten einen Dienst abschlagen sollen, den ich verschiednen reichen Familien geleistet hatte? Ich gieng gen Thivet, wandte mich an das Gericht des Orts, ließ besiegeln, und erwartete die Ankunft der Erben, welche auch nicht säumten zu kommen. Es waren ihrer zehn bis zwölfe: Weiber ohne Strümpfe, ohne Schuhe, beynahe überall nacket, welche Kinder, in ihre elenden Schürzen gehüllt, an der Brust hielten: Mit Lumpen behängte Alte, die sich hieher geschleppt, und einen Bündel zerrissener Kleider, in andre Fetzen eingewickelt, am Stock über die Achsel trugen. Ein Auftritt des scheußlichsten Elends! — Stellt euch daraus die Freude der Erben bey dem Anblick zehentausend Franken vor, die einem jeden von ihnen zu Theil werden sollten: Denn, nur obenhin gerechnet, mochte die Erbschaft des Pfarrers zum wenigsten auf hunderttausend Franken kommen. Man nimmt das Siegel ab, ich fahre den ganzen Tag mit Inventiren fort; Es wird Nacht, diese Elenden entfernen sich,

und

und ich bliebe ganz allein da: Denn ich mußte eilen, sie in den Besitz dieses Erbs zu setzen, und zu beurlauben, um wieder bald zu meinen eignen Geschäften zu kehren. Unter einem Schreibtische stand ein alter Küffer, ohne Dekel, und voll allerley unnützer Zettel, alter Briefe, Sudel zu Antworten, verjährter Quittungen, unnützer Empfangscheine, Ausgaberödeln u. d. gl. Aber in einem solchen Falle wird alles gelesen; man übergeht nichts. Mit dieser verdrüßlichen Musterung nun war ich bald am Ende, als mir eine ziemlich weitläufige Schrift in die Hand fiel: Und diese Schrift wißt ihr wol, was es war? — Ein Testament! Vom Pfarrer unterschrieben! Ein Testament, dessen Datum so alt war, daß die, welche er zu desselben Vollziehern ernannte, seit zwanzig Jahren todt sind! Ein Testament, worinn er die armen Leute, die um mich her schliefen, auf die Seite, und die Fremins, die reichen Buchhändler von Paris, die du kennen mußt, zu Universalerben einsetzte. Ich überlasse es euch, von meinem Erstaunen, von meinem Kummer, zu urtheilen. Denn, was sollt ich nun mit dieser Schrift anfangen? Sie verbrennen. Warum nicht? Trug sie nicht alle Merkmale der Verwerfung? Zeugten nicht, sowol der Ort, wo ich sie gefunden, als die Papiere, womit sie vermengt lag, und denen sie gleichete, schon genug wider sie, ohne von ihrer schreyenden Ungerechtigkeit nur ein Wort zu sagen? So dacht' ich bey mir selbst; und da ich mir zugleich die Untröstlichkeit dieser armen, in ihrer Hoffnung betrogenen

genen, beraubten Erben vorstellte, rückte ich mit dem Testament allmählich zum Feuer: Allein, andre Gedanken, die sich den ersten in Weg legten; ich weiß nicht was für eine Angst, mich in der Entscheidung eines so wichtigen Falls zu betrügen; Mißtrauen in meine Einsichten; die Furcht, ich möchte mehr der Stimme des Mitleids, die im innersten meines Herzens rief, als der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben; dieß alles hielt mich plötzlich zurück, und ich brachte die übrige Nacht mit Zweifeln zu, ob ich diese unbillige Acte, die ich verschiedne Male, unentschlossen, ob sie fallen zu lassen oder zurückzuziehen, über die Flamme hielt, verbrennen sollte oder nicht. Der letzte Entschluß gewann. Eine Minute früher oder später, würde der entgegengesetzte gewonnen haben. In meiner Verlegenheit glaubt' ich, es wäre klug, jemand Verständigen um Rath zu fragen. Mit Anbruch des Tags setz' ich mich zu Pferde; eile über Kopf und Hals in die Stadt, bey meinem Haus, ohne hineinzugehn, vorbey, und steige bey dem Seminarium ab, welches damals die Peres de l'Oratoire inne hatten, von denen einer wegen seiner gründlichen Einsichten und heiligen Wandels vorzüglich berühmt war; nämlich ein gewisser Vater Bouin, der im ganzen Kirchsprengel den Ruhm des größten Casuisten hinterließ.

So weit war mein Vater in seiner Erzählung gekommen, als Doktor Bissey, der Freund und

Arzt

Arzt unsers Hauses, hineintrat. Er erkundigte sich nach der Gesundheit meines Vaters; fühlte ihm den Puls; that etwas zu seiner Lebensordnung hinzu, und etwas davon; nahm einen Sessel, und fieng an mit uns zu schwatzen.

Mein Vater fragte ihn um Nachricht von einigen seiner Kranken, und unter andern von einem alten diebischen Intendent bey Herrn Mesangere, gewesnen Maire unsrer Stadt. Dieser Intendent hatte die Sachen seines Herrn in Unordnung und Verfall gebracht, unter dessen Namen falsche Darlehne aufgenommen, wichtige Schriften auf die Seite geschaft, sich gewisse Fonds zugeeignet, und kurz unzählige Schelmenstreiche begangen, die größtentheils erwiesen waren; und es stand eben auf dem Punkt, daß er um Ehr und Gut, wo nicht gar um den Kopf, kommen sollte. Dieser Handel beschäftigte damals die ganze Provinz. Der Mensch befände sich sehr schlimm, sagte der Doktor; doch hätt' er die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn wieder herzustellen. Mein Vater. Das heißt, ihm einen sehr schlimmen Dienst erweisen. Ich. Und ein sehr schlimmes Werk thun. Doktor Bissey. Ein schlimmes Werk? Und warum das, wenn es Ihnen beliebt? Ich. Darum, weil es in dieser Welt so viele Bösewichter giebt, daß es eben nicht nöthig ist, diejenigen zurückzuhalten, die Lust haben daraus wegzugehen. Doktor Bissey. Ihn zu heilen ist meine Sache, nicht ihn zu richten. Ich will ihn heilen,

heilen, weil es mein Handwerk ist; hernach wird ihn die Obrigkeit hängen lassen, weil solches das ihrige ist. Ich. Aber, Herr Doktor, es giebt einen Beruff, der jedem rechtschaffnen Bürger, Ihnen und mir, gemein ist: Nähmlich nach allen Kräften zum Nutzen des gemeinen Wesens zu arbeiten. Und die Erhaltung eines Missethäters, von dem die Gesetze es unverzüglich befreyen werden, ist, dünkt mich, kein Nutzen für dasselbe. Doktor Bissey. Wem kömmt es aber zu, ihn für einen Missethäter zu erklären? Etwann mir? Ich. Nein; aber seinen Handlungen. Doktor Bissey. Und wem kömmt es zu, über seine Handlungen zu sprechen? Mir? Ich. Nein. Aber erlauben sie mir, Herr Doktor, den Fall ein wenig zu ändern, und anzunehmen, die Verbrechen eines kranken Missethäters sey öffentlich bekannt; man beruft Sie; Sie kommen eilends hin, öffnen die Umhänge, und erkennen Cartouche oder Nivet? Würden sie Cartouche oder Nivet gesund machen? — Doktor Bissey stand einen Augenblick an, antwortete aber standhaft: Ja; er würde den Namen des Kranken vergessen, und sich allein mit seiner Krankheit beschäftigen; das wäre die einzige Sache, wovon es ihm erlaubt sey zu urtheilen: Denn einen Schritt weiter, würd' er bald nicht mehr wissen, wo stillstehen. Das hiesse das Leben des Menschen der Unwissenheit, den Leidenschaften und Vorurtheilen preißgeben, wenn die Untersuchung der Sitten und des Wandels eines Kranken der Verordnung des

Arztes

Arztes vorgehen müßte. Was Sie mir von Rivet sagen, das würde mir ein Jansenist von einem Molinisten, ein Catholick von einem Protestanten sagen. Entfernen Sie mich von Cartouches Bette, so wird mich ein Fanaticker von dem Bette eines Atheisten jagen. Das Maaß der Arztneyen zu bestimmen, das giebt schon Arbeit genug, ohne sich mit dem Maaß der Sünden zu beladen, ob solche es erlauben, jene anzuwenden, oder nicht. — Aber, Herr Doktor (versetzte ich), wenn der erste Versuch, den der Bösewicht, nach Ihrer schönen Cur, mit seiner Genesung anstellte, dieser wäre, ihren Freund zu ermorden, was würden Sie sagen? Legen Sie die Hand auf ihr Herz; wurd' es Sie nicht gereuen, ihn geheilt zu haben? Würden Sie nicht mit Bitterkeit ausrufen: Warum hab' ich ihm geholfen? Warum ließ ich Ihn nicht sterben? Wäre das nicht genug, den ganzen Rest Ihres Lebens zu verbittern? Doktor Bissey. Gewiß würde mich der Kummer aufreiben; aber Gewissensruhe würd' ich darum nicht fühlen. Ich. Und was für Unruhe könnten Sie denn wohl deswegen fühlen, daß Sie einen rasenden Hund, ich sage nicht getödtet hätten, denn davon ist die Rede nicht; sondern daß Sie ihn hätten umkommen lassen? Hören Sie, Herr Doktor; ich bin unerschrockner als Sie, und lasse mich nicht durch eitle Trugschlüsse an der Nase führen. Gesezt, ich bin ein Arzt. Ich sehe den Kranken an, der mich rufen läßt, und erkenne einen Bösewicht: Ich rede so mit ihm: Unglücklicher, mache geschwind fort,

daß du stirbst; das ist das beste, was dir, für andre und für dich, begegnen kann. Ich weiß wohl, was zu thun wäre, das Seitenstechen, das dich quält, zu vertreiben; aber ich werde mich wol hüten, es zu verordnen: Ich hasse meine Mitbürger nicht so sehr, daß ich dich wieder unter sie bringen, und mir selber durch die neuen Verbrechen, die du begehen würdest, einen immerwährenden Kummer bereiten sollte. Ich will kein Mitgenosse deiner Verbrechen seyn. Man würde den strafen, der dich in seinem Hause versteckte; und ich sollte den für unschuldig schätzen, der dich beym Leben erhält? Das kann nicht seyn. Wenn ich ja etwas bedaure, so ist es, daß, indem ich dich dem Tod überliefere, ich dich der strengsten Todesstrafe entreisse. Ich gebe mich also nicht damit ab, den ins Leben zurückzubringen, dessen Ankläger zu seyn mir die natürliche Billigkeit, die Wohlfahrt der Gesellschaft, und die Sicherheit meiner Brüder einschärfen. Stirb! Und man sage nicht, daß durch meine Kunst und Bemühungen ein Ungeheuer mehr in der Welt sey. Doktor Bissei. Adieu, Papa. Aber! Weniger Caffee nach dem Essen, hören Sie? Mein Vater. Ach Herr Doktor, es ist eine so gute Sache um den Caffee! Doktor Bissei. Wenigstens mit viel viel Zucker. Meine Schwester. Aber, Herr Doktor, der Zucker wird ihn erhitzen. Doktor Bissei. Mährchen! — Leben sie wol, Herr Philosoph! Ich. Noch ein Wort, Herr Doktor! Während der letzten Pest zu Marseille waren Strassenräuber, die sich in die Häuser zerstreuten, plünderten,

ten, mordeten, und sich die allgemeine Verwirrung zu Nutze machten, sich durch allerley Freventhaten zu bereichern. Einer dieser Strassenräuber ward selbsten von der Pest befallen, und von einem der Leichengräber, welche die Policey bestellt hatte, die Todten wegzutragen, erkannt. Diese Leute warfen die Leichen aus den Häusern auf die Gasse. Der Todtengräber sieht den Bösewicht an, und: Ey, Schurke, (sagte er zu ihm) bist's du? packt ihn zugleich bey den Füssen, und schleppt ihn zum Fenster. Der Kerl schreyt: Ich bin nicht todt! — Du bist todt genug, versetzte der andre; und stürzt ihn unverzüglich vom dritten Stockwerk hinunter. Wissen Sie, Herr Doktor, dieser Todtengräber, der den angesteckten Bösewicht mit so guter Art abfertigte, ist in meinen Augen weniger strafbar, als ein geschickter Arzt, wie Sie, der ihn geheilt hätte — und jetzt können Sie gehen. Doktor Bisset. Mein lieber Herr Philosoph, ich will Ihren Witz und Ihren Eifer bewundern, soviel Sie wollen; aber Ihre Sittenlehre wird weder die meinige, noch, ich wette, des Abbe seine seyn. Der Abbe. Sie wetten sicher. — Ich wollte sogleich mit dem Abbe anbinden; aber mein Vater wandte sich zu mir: Du streitest, sagte er lächelnd, wider deine eigne Sache. Ich. Wie das? Mein Vater. Du willst den Schurken, den Intendent des Herrn Mesangere, todt haben, nicht wahr? So laß denn den Doktor nur machen. — Aber sagt mir nun, wo blieb ich in meiner Geschichte. Meine Schwester. Ihr waret bey dem Pater Bouin.

Mein Vater. Ich erzählte ihm die Begebenheit. Nichts ist rühmlicher (sagte mir Pater Bouin) als Empfindung des Mitleidens, welches Ihr Herz für diese unglücklichen Erben einnimmt. Unterdrücken Sie das Testament, helfen Sie ihnen, ich bin's zufrieden: Aber nur mit dem Bedinge, daß Sie dem Universalerben genau die gleiche Summe ersetzen, die Sie ihm werden entzogen haben; weder mehr noch weniger. — Aber es friert mich an den Rücken: Der Doktor wird die Thür offen gelassen haben. Geh, Mädgen, schliesse zu. Meine Schwester. Ja; aber Ihr werdet, hoff ich, nicht fortfahren, bis ich wieder da bin. Mein Vater. Das versteht sich.

Meine Schwester ließ uns eine Weile warten, und kam jetzt wieder: Es ist der Narr, sprach sie (etwas verdrüßlich) der über seiner Thüre zween Zettel ausgehängt hat, wo auf dem einen steht: Dieß Haus ist zu verkaufen um zwanzigtausend Franken, oder zu vermiethen um zwölfhundert Franken, des Jahrs, ohne Verschreibung; und auf dem andern: Zwanzigtausend Franken auszuleihen auf ein Jahr, um sechs vom hundert. Ich. Ein Narr, Schwester? Aber gesetzt, es sey nur ein Zettel, wo ihr zween sehet; wenn der Darlehnzettel nichts anders als die Uebersetzung des Vermiethzettels wäre? Allein, was geht das uns an. — Und was sagte der Pater Bouin weiter?

Mein

Mein Vater. Und wer hat Sie bevollmächtigt (fuhr er fort) Acten die Gültigkeit zu nehmen oder zu geben? Wer hat Sie bevollmächtigt, die Absichten der Verstorbenen zu erklären? — Aber, Pater Bouin, der Koffer? — Wer hat Sie bevollmächtigt, zu entscheiden, ob dieses Testament aus Ueberlegung verworfen, oder aus Versehen verlegt worden sey? Ist es Ihnen niemals begegnet, daß Sie etwa in einem Winkel Ihrer Werkstätte ein wichtiges Papier wieder fanden, welches Sie aus Unachtsamsamkeit hatten fallen lassen. — Aber, Pater Bouin, das Datum und die Unbilligkeit dieser Schrift? — Wer hat Sie bevollmächtigt, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieser Acte zu sprechen, und das Universalvermächtniß mehr für eine unrechtmäßige Verschenkung, als für eine Wiedererstattung, oder für irgend ein anders rechtmäßiges Werk, wie Sie sich solches immer vorstellen wollen, anzusehen? — Aber, Pater Bouin, die unmittelbaren und dürftigen Erben; und dieser weitläuftige Verwandte, nur aus der Nebenlinie, und so reich? — Wer hat Sie bevollmächtigt, abzuwägen, was der Verstorbne seinen nahen Verwandten, die Sie nicht kennen, oder den Buchhändlern, die Sie nicht besser kennen, schuldig war? — Aber, Pater Bouin, dieser Haufen Briefe von den Fremins, die sich der Verstorbne nicht einmal zu öffnen die Mühe genommen hatte? — Denn das ist ein Umstand (sagte mein Vater zu uns) den ich euch zu erzählen vergessen habe, daß unter dem Haufen Papiere, worin ich das fatale Testament

gefunden, zwanzig, dreyssig, ich weiß nicht wie viel, Briefe von den Fremins lagen; und alle noch versiegelt. — Da ist, sagte Pater Bouin, weder Koffer, noch Datum, noch Briefe, noch Pater Bouin; weder wenn, noch aber, das Stich halte: Es ist niemand erlaubt, die Gesetze zu brechen, sich in die Gesinnungen der Verstorbnen einzulassen, und über eines andern Gut zu befehlen. Hat die Vorsehung beschlossen, durch die zufällige Erhaltung dieses Testaments entweder Ihre Clienten, oder die eingesetzten Erben, oder den Verstorbnen, denn man weiß nicht welchen, zu züchtigen, so muß es bleiben.

Nach einer so deutlichen und bestimmten Entscheidung des verständigsten Mannes aus unsrer Geistlichkeit, blieb ich bestürzt und zitternd dastehn, und überdachte, was aus mir, was aus euch, meine Kinder, würde geworden seyn, wenn es mir begegnet wäre, daß ich das Testament, wie ich mehr als zehnmal in Versuchung war, verbrannt, und erst hernach, von Zweifeln gequält, den Pater Bouin um Rath gefragt hätte. Ich hätte erstattet, o ich hätte erstattet! Nichts ist gewisser: Und, ihr wärt zu Grunde gerichtet!

Meine Schwester. Aber auf dieses, mein Vater, mußtet ihr wieder in den Pfarrhof gehen, und den armen Leuten ankündigen, es wäre nichts da, das ihnen gehörte, und sie könnten wieder weggehen, wie sie gekommen sind. Wo nahmet ihr, mit der

der mitleidigen Seele, die ihr habet, das Herz dazu? Mein Vater. Das weiß ich wahrlich selbst nicht. Im ersten Augenblick fiel ich auf den Gedanken, mich meiner Procur zu entladen, und meine Stelle durch einen Sachwalter vertreten zu lassen: Allein ein solcher hätte sich derselben nach aller Strenge bedient, und die armen Leute, deren Unglück ich vielleicht erleichtern konnte, bey den Schultern gekriegt und weggeprügelt. Ich kehrte also am gleichen Tage gen Thivet zurück. Meine plötzliche Abwesenheit, und die Maaßregeln, die ich vor meiner Abreise genommen, hatten Unruhe erweckt; die traurige Miene, womit ich wieder erschien, erweckte noch viel mehr. Indessen zwang und verstellte ich mich, so gut ich immer konnte. Ich. Das will sagen schlecht genug. Mein Vater. Ich fieng damit an, daß ich alle kostbare Sachen in Sicherheit brachte, und eine gewisse Anzahl Leute, die mich im Nothfalle beschützen könnte, im Hause versammelte: Dann öffnete ich den Keller und die Kornboden, und überließ sie diesen Unglücklichen, die ich einlud, zu essen und zu trinken, und Wein, Getraide und allen übrigen Speisevorrath unter sich zu theilen. Der Abbe. Aber, mein Vater! — Mein Vater. Ich weiß es, dieses gehörte ihnen eben so wenig als das übrige. Ich. Nun, ja doch, Abbe, du unterbrichst uns. Mein Vater. Hernach — blaß wie der Tod, und auf meinen Beinen zitternd, öffnete ich den Mund, und konnte kein Wort finden; setzte mich nieder, stand wieder auf; fieng etwas an zu reden an, und konnte

es wieder nicht zu Worten bringen; weinte. Die bestürzten Leute umringten mich, schrien von allen Seiten her: Nun dann, werthester Herr, was ist's doch? — Was es ist? versetzte ich: Ein Testament, ein Testament das euch enterbt. Es kostete mich so viel, diese wenigen Worte auszusprechen, daß ich beynahe in Ohnmacht gesunken wäre. Meine Schwester. Das kann ich mir vorstellen.

Mein Vater. Was für ein Auftritt, meine Kinder, was für ein Auftritt war der, welcher itzt folgte: Mir schauert, daran zu denken! Mich dünkt, ich höre noch das Geschrey des Schmerzens, der Wuth, der Raserey, das Geheul der Flüche. — Hier legte mein Vater seine Hände auf die Augen und auf die Ohren. Diese Weiber (sagte er) diese Weiber, ich sehe Sie noch. Die einen wälzten sich auf der Erde, rissen sich die Haare aus, zerfleischten ihre Wangen und Brüste; die andern schäumten, hielten ihre Kinder bey den Füssen, im Begriff, ihnen die Köpfe auf den Boden zu schmettern, wenn man sie hätte machen lassen. Die Männer brachen, zerschlugen, warfen alles unter über sich, was ihnen in die Hände fiel; drohten, Feuer in das Haus zu legen: Andre kratzten brüllend die Erde mit ihren Nägeln auf, als ob sie des Pfarrers Leichnam suchten, ihn zu zerreissen; und mitten durch diesen Lärm brach das durchdringende Geschrey der Kinder hervor, die, ohne zu wissen warum, an der Verzweiflung ihrer Eltern Theil nahmen, sich an ihre Kleider hängten,

hängten, und unmenschlich von ihnen weggestossen wurden. Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben so viel gelitten habe.

Inzwischen hatte ich den Fremins geschrieben, ihnen von allem Nachricht gegeben, und in sie gedrungen, eilends zu kommen; dieß wäre das einzige Mittel, einem schlimmen Zufall vorzubeugen, den ich anderst nicht würde hindern können.

Durch die Hoffnung, womit ich mir in der That schmeichelte, von dem Erben eine völlige Entsagung seiner Rechte zu erhalten, oder ihn wenigstens zu einer günstigen Erklärung zu vermögen, hatte ich diese Unglücklichen ein wenig beruhigt, und in die entferntesten Hütten des Dorfes zerstreut.

Fremin kam von Paris: Ich sah ihn starr an, und fand eine harte Miene, die nichts Gutes versprach. Ich. Grosse, schwarze und dicke Augenbraunen; tiefe und kleine Augen; ein breiter, etwas schiefer Mund; eine schwarzbraune Farbe; von Pocken wie ein Sieb durchlöchert. Mein Vater. Genau so. Nicht mehr als dreyssig Stunden hatte er gebraucht, seine sechzig Meilen zu machen. Gleich Anfangs zeigte ich ihm die armen Leute, deren Sache ich verfechten sollte: Sie standen alle starr aufrecht, schweigend vor ihm; die Weiber weinten; die Männer lehnten sich auf ihre Stöcke, und hielten die Hände in ihren Mützen. Fremin saß, die Augen

zuge-

zugeschlossen, den Kopf abhängend, das Kinn auf die Brust gelehnt, und sah sie nicht an. Mit allem mir möglichen Nachdruck redte ich zu ihren Gunsten. Ich weiß nicht, wo man das hernimmt, was man in dergleichen Fällen sagt. Ich zeigte ihm handgreiflich, wie ungewiß es wäre, daß er diese Erbschaft auf eine rechtmässige Weise erlange: Ich beschwuhr ihn bey seinem Reichthume, bey dem Elende, das er vor Augen hätte: Ja, ich glaube, ich warf mich zu seinen Füssen. Nicht einen Heller konnt' ich herauspressen. In alle diese Betrachtungen, war seine Antwort, lasse er sich nicht ein; es wär' ein Testament da; die Geschichte dieses Testaments sey ihm gleichgültig, und er wollte sich lieber an mein Betragen, als an meine Reden, halten. Vor Unwillen warf ich ihm die Schlüssel vor die Nase; er hob sie auf, und bemächtigte sich von allem. Ich kam so bestürzt, so abgemattet, so verändert wieder heim, daß eure damals noch lebende Mutter glaubte, es wäre mir ein grosser Unfall begegnet. — Ach meine Kinder, was für ein Mensch dieser Fremin war!

Auf diese Erzählung erfolgte ein tiefes Stillschweigen, und jedes dachte der sonderbaren Begebenheit auf seine Weise nach. Es kamen einige Besuche. Ein Geistlicher, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere; ein dicker Prior, der sich besser auf den guten Wein als auf die Morale verstand, und der das Moyen de parvenir mehr durchblättert hatte,

hatte, als die Conférences de Grenoble; eine richterliche Person, mit Namen Dubois, Notar und Polizeylieutenant; und bald darauf ein Handwerker, der mit meinem Vater zu reden verlangte. Man ließ ihn hereinkommen, und mit ihm einen alten Ingenieur der Provinz, der in der Einsamkeit lebte, und der Mathematick, die er ehemals gelehrt hatte, oblag: Er war des Handwerkers Nachbar, und der Handwerker selbst ein Hutmacher.

Des Hutmachers erstes Wort war, daß er meinem Vater zu verstehen gab, die Gesellschaft wäre für das, was er ihm zu sagen hätte, ein wenig zu zahlreich. Jedermann stand auf; der Prior, der Natur, der Geometer und ich, die der Hutmacher zurückehielt, blieben da.

Herr Diderot, (sprach er zu meinem Vater, nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte, ob ihn sonst jemand hören könnte): Ihre Redlichkeit und ihre Einsichten bringen mich hieher; und es ist mir nicht unangenehm, diese übrigen Herren anzutreffen, die mich vielleicht nicht kennen, mir aber alle bekannt sind. Ein Priester, ein Jurist, ein Gelehrter, ein Philosoph, und ein rechtschaffner Mann! Es müßte ein seltsamer Zufall seyn, wenn ich bey Personen von so verschiednem Stande, und alle gleich billig und aufgeklärt, den Rath nicht finden sollte, den ich nöthig habe. Vor allem aus, fügte der Hutmacher bey, versprechen Sie mir, meine Sache verschwiegen zu

halten, was für eine Parthey ich auch zu ergreifen gut finde. Man versprach es ihm, und er fuhr fort:

Ich habe keine Kinder. Von meiner letzten Frau, die ich ungefehr vor vierzehn Tagen verloren, bekam ich keine. Seit dieser Zeit lebe ich nicht mehr; ich mag weder essen noch trinken, weder schlafen noch arbeiten. Ich steh auf, ich kleide mich an, ich geh aus, und schlentre, von einem tiefen Kummer verzehrt, in der Stadt herum. Meine kranke Frau habe ich achtzehn Jahre lang gewartet; alle Dienste, die von mir abhiengen und ihr betrübter Zustand erforderte, hab ich ihr erwiesen. Meine Ausgaben für sie haben den Betrag unsrer geringen Einkünfte und meiner Arbeit aufgezehrt, und mich in Schulden gesteckt. Nun, bey ihrem Tode, würde ich mich von Mühe und Arbeit entkräftet, und die Zeit meiner jungen Jahre verloren sehen: Mit einem Wort, ich würd' es nicht weiter gebracht haben, als am ersten Tage unsrer Haushaltung, wenn ich die Gesetze beobachtete, und so dasjenige an weitläuftige Verwandte aus der Nebenlinie kommen liesse, was von dem Heyrathgut, das meine Frau mir zugebracht, zurückfällt. Es bestand in einer schönen Aussteuer; denn ihr Vater und ihre Mutter, die ihre Tochter sehr liebten, thaten für sie alles was sie konnten; ja mehr als sie konnten: In einer Menge feiner und guter Wäsche, die jetzt noch ganz neu ist; denn die arme Frau hatte nicht Zeit sie zu brauchen; und in zwanzigtausend Franken am Gelde, von

einer

einer abgezahlten Verschreibung auf Herrn Michelin, Lieutenant des Herrn Generalprocurators. Kaum hatte die Verstorbne die Augen zugeschlossen, so schaffte ich das Geld und die Wäsche auf die Seite. Nun meine Herren, wissen sie die Sache. Hab ich wohl gethan? Hab ich übel gethan? Mein Gewissen ist nicht ruhig. Mich dünkt, ich höre da etwas, das mir sagt: Du hast gestohlen, du hast gestohlen! Erstatte, erstatte! Was halten sie davon? Bedenken Sie, meine Herren, daß mir meine Frau durch ihren Hinschied alles mit wegnahm, was ich in zwanzig Jahren gewonnen habe; daß ich beynahe nicht mehr im Stande bin, zu arbeiten; daß ich in Schulden stecke; und daß mir, wenn ich erstatte, nichts übrig bleibt, als der Spital, heut oder morgen. Reden Sie, meine Herren! Ich erwarte ihre Entscheidung. Muß ich ersetzen und in den Spital gehn?

Ehre, dem Ehre gebührt, sagte mein Vater, und bückte sich gegen den Geistlichen. Es ist an Ihnen, Herr Prior!

Mein Kind, sprach der Prior zu dem Hutmacher, ich halte nichts auf Scrupeln; das verwirrt den Kopf und nützt nichts. Vielleicht hättest du das Geld nicht nehmen sollen: Weil du es aber einmal genommen hast, so ist das meine Meynung, daß du es behaltest. Mein Vater. Aber, Herr Prior, das ist doch nicht ihr letztes Wort? Der Prior. Freylich

lich! Ich weiß mein Treu nichts weiter. Mein Vater. Sie sind nicht gar tief gekommen. — Nun ist's an Ihnen, Herr Rath. Der Rath. Deine Lage ist verdrießlich, mein Freund! Ein andrer würde dir vielleicht rathen, das Hauptgut den Verwandten deiner Frau zu versichern, daß es beym Todesfalle nicht auf die deinen käme; und Lebenslang die Nutznießung davon zu beziehen: Aber es sind Gesetze da, und diese Gesetze erlauben dir weder die Nutznießung, noch den eigenthümlichen Besitz des Hauptguts. Folge mir; leiste den Gesetzen ein Genügen, und sey ein ehrlicher Mann, im Spital wenn es seyn muß. Ich. Es sind Gesetze da? Das mögen mir Gesetze seyn? Mein Vater. Und Sie, Herr Mathematicker, wie lösen Sie dieses Problem auf? Der Geometer. Hast du nicht gesagt, mein Freund, du hättest ungefehr zwanzigtausend Franken genommen? Der Hutmacher. Ja mein Herr. — Und wie viel hat dich ungefehr die Krankheit deiner Frau gekostet? — Ungefehr die gleiche Summe. — Nun gut: Wer mit zwanzigtausend Franken zwanzigtausend Franken zahlt, bleibt Zero. Mein Vater, zu mir. Und was sagt die Philosophie? Ich. Die Philosophie schweigt, wo das Gesetz nicht Menschenverstand hat. — Mein Vater merkte, daß man nicht in mich dringen dürfte, und wendete sich sogleich zum Hutmacher: Meister N (sprach er zu ihm) Ihr habt uns gestanden, seit dem Ihr die Verlassenschaft eurer Frau entwendet, hättet Ihr eure Ruhe verloren; und wozu nützt euch denn dieses

Geld,

Geld, das euch das größte Gut geraubt hat? Geschwinde schafft es von euch, und eßt und trinket, schlaft, arbeitet, und seyd bey euch selbst zufrieden und glücklich. Nein, mein Herr, (versetzte der Hutmacher trotzig) ich will nach Genf gehen — Und du glaubst, du werdest die Gewissensbisse hier lassen? — Das weiß ich nicht; aber ich will nach Genf gehen. — Geh wohin du willst, du wirst dein Gewissen finden.

Der Hutmacher gieng weg, und seine wunderliche Antwort gab den Stoff zum Gespräche. Man kam überein, daß vielleicht die Entfernung der Zeit und des Orts alle Empfindnisse mehr oder weniger schwächete. Die Gesellschaft verließ uns; mein Bruder und meine Schwester kamen wieder herein, und das unterbrochne Gespräch wurde fortgesetzt. Gott Lob! (sagte mein Vater) da sind wir wieder bey einander: Bey andern Leuten ist mir wol; bey euch aber noch besser. Darnach wandte er sich zu mir: Warum hast du (fragte er mich) dem Hutmacher deine Meynung nicht gesagt? — Ihr habt mich daran gehindert. — That ich übel? — Nein; denn für einen Narrn giebt es keinen guten Rath. Wie? Ist denn dieser Mann nicht der nächste Verwandte seiner Frau? Ist ihm das Gut, das er zurückbehalten, nicht zum Heyrathgut gegeben worden? Gehört es ihm nicht unter dem rechtmässigsten Titel?

Was für Recht haben diese Verwandten aus der Nebenlinie? Mein Vater. Du siehest wol das Gesetz; aber den Geist des Gesetzes, den siehest du nicht. Ich. Ich sehe, wie Ihr, mein Vater, die wenige Sicherheit der Weiber, die von ihren Männern ohne die geringste Zurückhaltung verachtet und gehaßt werden könnten, wenn der Tod den Mann in den Besitz der Güter seiner Frau setzte. Aber was geht das mich an, wenn ich ein ehrlicher Mann bin, und die Pflichten gegen meine Frau wol erfüllt habe? Bin ich nicht unglücklich genug, wenn ich sie verliere? Muß man dann noch kommen mich zu plündern? Mein Vater. Wenn du die Weisheit des Gesetzes erkennest, so mußt du dich auch, dünkt mich, darnach richten. Meine Schwester. Ohne Gesetz ist kein Diebstahl mehr. Ich. Ihr betrügt euch meine Schwester. Mein Bruder. Ohne Gesetz gehört allen alles, und es giebt kein Eigenthum mehr. Ich. Ihr betrügt euch, mein Bruder. Mein Bruder. Und worauf gründet sich denn das Eigenthum? Ich. Ursprünglich auf die Besitznehmung durch die Arbeit. Die Natur hat die guten Gesetze von Ewigkeit her gemacht. Eine rechtmäßige Gewalt versichert ihre Vollziehung; und diese Gewalt, die wider den Bösewicht alles vermag, vermag nichts wider den rechtschaffenen Mann. Ich bin dieser rechtschaffne Mann; und in diesen, und vielen andern Fällen, die ich aufzählen könnte, lade ich sie vor den Richtstuhl meines Herzens, meiner Vernunft, meines Gewissens;

vor

habt. Mein Vater. Diese Handlung ist mir, ich muß es gestehen, immer auf dem Herzen gelegen. Aber der Pater Bouin! Ich. Euer Pater Bouin war, mit allem Ruhme seiner Wissenschaft und Heiligkeit, nichts anders als ein seichter Schwätzer, ein Heuchler von eingeschränktem Kopfe. Meine Schwester, (mit leiser Stimme): Hast du im Sinn, uns um Hab und Gut zu bringen. Mein Vater. Still! Still! Laß den Pater gehn, und sag uns deine Gründe, ohne jemand zu beschimpfen. Ich. Meine Gründe? Sie sind simpel, und ich will sie sagen: Entweder wollte der Erblasser die Acte, die er in der Härtigkeit seines Herzens gemacht hatte, unterdrücken, wie denn alle Umstände übereinstimmten, dieses zu beweisen; und Ihr habt seine Busse vereitelt: Oder aber, er wollte, daß diese grausame Acte ihre Wirkung haben sollte; und Ihr seyd in die Gemeinschaft seiner Ungerechtigkeit eingetreten. Mein Vater. Seiner Ungerechtigkeit? Das ist bald gesagt. — Ja, ja, seiner Ungerechtigkeit! Denn alles, was euch der Pater Bouin vorschwatzte, sind nur nichtswürdige Spitzfindigkeiten, elende Muthmassungen, leere grundlose Vielleicht gegen jene Umstände, die der ungerechten Acte, welche ihr aus dem Staube gezogen, und wieder rechtskräftig gemachet habt, alle Merkmale der Gültigkeit nahmen. Ein Koffer voll unnützer Zettel: Unter diesen unnützen Zetteln ein altes Papier, welches sein Datum, seine Ungerechtigkeit, seine Vermischung mit andern unnützen

Pa-

Papieren, der Tod der Vollzieher, die Verachtung der Briefe der Fremins, ihr Reichthum, und die Armuth der wahren Erben für ungültig erklärten! Was setzt man diesem entgegen? Eine eingebildete Erstattung! Da werdet Ihr sehen, daß dieser arme Teufel von einem Priester, der nicht einen Schilling besaß, da er auf seine Pfründe kam; der achtzig Jahr in seinem Leben damit zugebracht, einen Schilling auf den andern zu legen, und ungefehr hunderttausend Franken zusammenzuscharren, ehemals bey den Fremins, bey welchen er nicht gewohnt, und die er vielleicht niemals anders als dem Namen nach gekannt hatte, einen Diebstal von hunderttausend Franken begangen hat. Und sollte auch dieser vorgebliche Diebstal wirklich geschehen seyn, was für ein grosses Unglück wäre es, wenn . . . Ich einmal würde die unbillige Acte verbrannt haben. Ihr hättet sie, sag ich, durchaus verbrennen, Ihr hättet euerm Herzen Gehör geben sollen, das seither niemals aufgehört hat, dawider zu schreyen, und das euch besser würde gerathen haben, als euer elende Bouin, dessen Entscheidung nichts als ein Beweis ist, wie furchtbar das Ansehn der religiosen Vorurtheile auch bey den besten Köpfen sey; und welchen schädlichen Einfluß ungerechte Gesetze und falsche Grundsätze auf die gesunde Vernunft und natürliche Billigkeit haben.

Meine Schwester schwieg; aber zum Zeichen ihres Beyfalls drückte sie mir die Hand. Der Abbe schüt-

telte den Kopf. — Und dann noch ein bisgen auf den Pater Bouin geschimpft, sagte mein Vater. Du glaubst doch wenigstens, daß mich meine Religion losspricht? Ich. Ich glaub' es; aber desto schlimmer für sie. Mein Vater. Du glaubst auch, die Acte, die du eigenmächtig verbrennest, wäre vor dem Richtstuhl des Gesetzes für gültig erkannt worden? Ich. Das kann seyn; aber desto schlimmer für das Gesetz. Mein Vater. Du glaubst, das Gesetz würde alle die Umstände, die du so sehr wichtig zu machen suchest, nicht geachtet haben? Ich. Das weiß ich nicht; aber ich hätte wenigstens gesucht, mein Herz ganz rein zu behalten. Zu dem Ende hätt' ich etwa fünfzig Duplonen gewagt, das wär' ein wohlangewandtes Leibeswerk gewesen; und damit hätte ich das Testament im Namen der armen Erben angegriffen. Mein Vater. O! was das betrift, wenn du bey mir gewesen und mir den Rath dazu gegeben hättest, so ist, obgleich in dem Anfang einer Haushaltung fünfzig Duplonen eine ansehnliche Summe sind, doch alles darauf zu wetten, daß ich ihn befolgt hätte. Der Abbe. Und ich hätte dieses Geld lieber den armen Erben als den Juristen geben mögen. Ich. Und Ihr Bruder, glaubt, man würde den Proceß verloren haben? Der Abbe. Ich zweifle nicht daran. Die Richter halten sich genau an das Gesetz, wie mein Vater und der Pater Bouin; und sie thun wohl. Die Richter schliessen in dergleichen Fällen die Augen über die Umstände zu, wie mein Vater und

der

der Pater Bouin, aus Furcht vor den schlimmen Folgen, die anderst daraus entstehen würden; und sie thun wohl. Sie opfern zuweilen, selbst gegen das Zeugniß ihres Gewissens, wie mein Vater und der Pater Bouin, den Vortheil des Unglücklichen und Unschuldigen auf, den sie nicht retten könnten ohne einer Menge Betrüger den Zügel schiessen zu lassen; und sie thun wohl. Sie scheuen sich, wie mein Vater und der Pater Bouin, ein Urtheil zu sprechen, das in einem bestimmten Falle billig, in tausend andern aber, wegen unzähligen Unordnungen, denen es die Thür öffnen könnte, schädlich seyn würde; und sie thun wohl. Und in dem Fall mit dem Testament, davon die Rede ist... Mein Vater, zu mir: Für eine Privatperson sind deine Gründe vielleicht gut; aber für einen Richter wären sie schlecht. Mancher nicht allzugewissenhafter Advocat hätte mir unter vier Augen gesagt: Verbrennen Sie das Testament; aber in ein Parere das zu schreiben, würd' er wol niemals wagen. Ich. Ich versteh es: Das war eine Sache, die nicht vor den Richter gebracht werden mußte; und sie würde auch bey meiner Ehre nicht vor ihn gebracht worden seyn, wär' ich an eurer Stelle gewesen. Mein Vater. Du würdest also deine Vernunft der öffentlichen Vernunft, die Entscheidung des Menschen der Entscheidung des Richters, vorgezogen haben? Ich. Ganz gewiß. Ist denn der Mensch nicht vor dem Richter? Ist die Vernunft des menschlichen Geschlechts nicht ganz an-

ders heilig als die Vernunft eines Gesetzgebers? Wir nennen uns gesittet, und sind schlimmer als die Wilden. Es scheint, wir müssen noch ganze Jahrhunderte von einer Ausschweifung und von einem Irrthume zu dem andern herumirren, um dahin zu kommen, wo uns der erste Funke von Vernunft, der blosse Instinct, geradezu hingeführt hätte. Wir haben uns so verirret — Mein Vater. Mein Sohn, mein Sohn, es ist ein gutes Kopfküssen um die Vernunft; aber ich finde doch, daß mein Haupt auf dem Küssen der Religion und der Gesetze noch sanfter ruhet — und darauf keine Antwort; denn ich bedarf der schlaflosen Nächte nicht! Doch, mich dünkt du wirst böse. Sage mir denn immer, wenn ich das Testament verbrannt hätte, würdest du mich gehindert haben, zu ersetzen. Ich. Nein, mein Vater; eure Ruhe ist mir ein wenig lieber, als alle Güter der Welt. Mein Vater. Deine Antwort gefällt mir, und zwar aus Ursache. — Ich. Und diese Ursache? Mein Vater. Der Domherr Vigneron, dein Onkel, war ein rauher Mann, der sich mit seinen Amtsbrüdern, die er durch sein Betragen und durch seine Reden beständig lächerlich machte, nicht wohl verstund. Du warst bestimmt, sein Nachfolger zu werden: Allein da er bald sterben sollte, fand man in der Familie für besser, die Resignationsacte gen Rom zu schicken, als sie in die Hände des Capitels zu geben, von dem sie vielleicht nicht wäre genehmigt worden. Der Currier geht ab; dein Onkel

stirbt eine oder zwo Stunden vor der vermuthlichen Ankunft des Curriers, und die Domherrnstelle und achtzehnhundert Franken sind verloren. Deine Mutter, deine Tanten, unsre Verwandten, unsre Freunde waren der Meynung, den Tod des Domherrn verborgen zu halten. Ich verwarf diesen Rath, und ließ auf der Stelle die Glocken läuten. Ich. Und Ihr thatet wohl daran. Mein Vater. Hätte ich diesen guten Weibern Gehör gegeben, und hernach Gewissensunruhe gefühlt, so glaube ich, du würdest nicht angestanden haben, mir deinen Domherrnpelz aufzuopfern. Ich. Ich wäre ohnedem lieber ein guter Philosoph oder gar nichts geworden, als ein schlechter Domherr.

Der dicke Prior kam eben wieder herein, und sagte zu den letzten Worten, die er gehört hatte: Ein schlechter Domherr! Ich möchte wohl wissen, wie man ein guter oder ein schlechter Prior, ein guter oder ein schlechter Domherr seyn kann? Das sind so gleichgültige Stände! — Man deckte die Tafel, disputierte noch ein wenig mit mir, hatte manchen Spaß mit dem Prior wegen seiner Entscheidung in des Hutmachers Sache, und dem gleichgültigen Ton, worinn er von den Priors und Domherrn geredt hatte, und legte ihm den Fall mit dem Testament vor. Anstatt denselben zu erörtern, erzählte er uns eine Begebenheit, die ihn persönlich angieng.

Der Prior. Sie erinnern sich noch ohne Zweifel an das ungeheure Falliment des Wechslers Bourmont? Mein Vater. Ob ich mich daran erinnere? Ich war auch um etwas darinn. Der Prior. Desto besser. Mein Vater. Warum desto besser? Der Prior. Weil mir, wenn ich übel gethan habe, mein Gewissen um so viel leichter wird. Ich ward zum Syndic der Gläubiger ernannt. Unter Bourmonts ausstehenden Activschulden fand sich auch eine Verschreibung von hundert Thaler auf einem armen Mählkrämer, seinem Nachbarn. Diese Verschreibung, unter die Menge der Gläubiger Prorata vertheilt, kam jedem nicht auf zwölf Schillinge; und hätte man die Bezahlung von dem Mahlkrämer eingefodert, so war er zu Grunde gerichtet. Ich hielt dafür . . . Mein Vater. Jeder Gläubiger würde diesem Unglücklichen die zwölf Schillinge nicht abgeschlagen haben? Sie zerrissen also die Verschreibung, und gaben Allmosen aus meinem Beutel? Der Prior. Freylich. Sind Sie unwillig darüber? Mein Vater. Nein. Der Prior. Haben Sie also die Gütigkeit zu glauben, die andern würden nicht unwilliger darüber werden, als Sie; und dann ist alles richtig. Mein Vater. Aber, Herr Prior, wenn Sie eigenmächtig eine Verschreibung zerreissen, warum sollten Sie nicht zwo, drey, viere, so viele zerreissen, als es Dürftige gäbe, denen sie auf fremde Unkosten helfen möchten? Diese Regel des Mitleidens kann uns weit bringen, Herr Prior! Die Gerech-

rechtigkeit, die Gerechtigkeit — Der Prior. Ist oft eine grosse Ungerechtigkeit. — Eine junge Frau, die auf dem ersten Stockwerke wohnte, kam herunter. Sie war die Munterkeit und der Muthwillen selbst. Mein Vater fragte sie um Nachricht von ihrem Mann. Dieser hatte durch seine Ausschweifungen seiner Frau ein Beyspiel von schlimmen Sitten gegeben; und ich glaube, sie hatte sichs erlaubt, denselben ein wenig zu folgen. Er, um seinen Gläubigern zu entwischen gieng nach Martinique. Frau Issigni, so hieß unsre Miethfrau, antwortete meinem Vater: Herr Issigni? Gott Lob! Ich habe nichts mehr von ihm gehört; vielleicht ist er ertrunken. Der Prior. Ertrunken? Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Frau Issigni. Was thut das Ihnen, Herr Abbe? Der Prior. Nichts. Aber Ihnen? Frau Issigni. Was sollt' es mir thun? Der Prior. Nun, weil Sie es wissen wollen — Man sagt, er habe einige Ihrer Briefe ertappt — Frau Issigni. Und hatte ich nicht eine schöne Sammlung von den seinen? Und da entstand ein comischer Streit zwischen dem Prior und der Frau Issigni über die Freyheiten beyder Geschlechter. Frau Issigni rufte mich zu Hülfe, und ich stand im Begriff, dem Prior zu beweisen, daß, welches von zweyen Ehegenossen den Bund zuerst bräche, dem andern seine Freyheit wieder gebe: Aber mein Vater foderte seine Nachtmütze, brach das Gespräch ab, und schickte uns schlafen. Als die Reihe an mir war, ihm eine

gute Nacht zu wünschen, umarmte er mich, und sagte mir ins Ohr: Es würde mich nicht verdriessen, wenn in der Stadt zween oder drey dergleichen Bürger wären wie du: Aber ich möchte nicht darinn wohnen, wenn sie alle so dächten.

Brief

Brief
über die
Landschaftmahlerey.

An
Herrn Füeßlin,
den Verfasser der Geschichte der besten Künstler in der Schweitz.

Vorbericht.

Dieser Brief hat bey Kennern Beyfall gefunden. Man glaubt, er könne jungen Künstlern nützlich seyn, und etwas zur Beförderung des Geschmackes für die Kunst beytragen. Ich nehme ihn darum in die Sammlung meiner Schriften auf. Er ist zwar an mehr als einem Orte nachgedruckt worden. Da er aber einmal für nützlich

erklärt

erklärt ist, so sehe ich auch diese neue Ausgabe für ein Mittel an, denselben in mehrere Hände zu bringen, wo er nützen kann: Und in dieser Betrachtung werden Leser, denen er überflüssig ist, solches leicht zu gut halten.

Mein

Mein Herr!

Sie glauben, es könne Aufmerksamkeit verdienen, und nützlich seyn, wenn ich zu Papier bringe, was für einen Weg ich eingeschlagen habe, in der Kunst so spät noch auf einen erträglichen Grad zu steigen. Möchten es viele Künstler vor mir gethan haben! Wie unendlich nützich müßte das für die Kunst seyn, wenn man mehr die Geschichte der Kunst; durch was für Mittel Künstler zu ihrer Grösse gelanget sind; was für Schwierigkeiten, und wie sie solche überwunden; was sie auf ihrem Wege und bey ihrer Entwicklung für Bemerkungen gemacht haben, in der Mahlergeschichte finden würde. Ihre Werke würden vielleicht weniger gelehrt als die Werke gelehrter Kenner seyn; aber sie würden Sachen enthalten, die sie, jeder unter seinen besondern Umständen, jeder bey seinem Anwachs und bey seinen Arbeiten gefunden, auf welche der blosse Kenner niemals kom-

men kann. So (um nur ein Paar Exempel zu geben) enthält das Werk, welches Lairesse, nachdem er durch seine Kunst sich allgemeine Bewunderung erworben hatte, zu schreiben anfieng, die brauchbarsten Materialien, und Sachen, die nur ein Lairesse mit solcher Deutlichkeit, während den Jahren seiner Studien und seiner besten Arbeiten, gefunden und genau beobachtet hat. Und wie unschätzbar ist das Werkgen von Mengs, welches mehr gutes über die Kunst zu denken giebt, als ganze Folianten! Weiß er gleich als Philosoph sich nicht deutlich zu machen, so redt er doch da, wo er als Künstler spricht, mit einer Stärke, mit so viel Licht, mit so geläutertem Geschmack, mit einem so feinen, so philosophischen Beobachtungsgeist, als man nur von dem grösten Künstler unsers Zeitalters erwarten kann.

Aber auf mich zu kommen: Ich fürchte mich, Ihnen mein Versprechen zu halten. Noch bin ich mitten auf dem Wege; und meine Umstände werden kaum erlauben, viel weiter zu kommen. Ich fürchte Ihnen Sachen zu sagen, die nur wenig zu bedeuten haben: Doch dann bleibt mein Geschwätz weiter nichts als ein Brief an Sie, mit dem Sie eben so umgehen, wie man mit Briefen thut, die nichts zu bedeuten haben; und Sie werden Ihnen und mir damit verschonen, daß ein solcher Brief der einzige Fleck in Ihrem Werke sey.

Sie

Sie wissen, daß mein Beruf niemals seyn konnte, Künstler zu werden; daher war ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Beschmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die Menge Papier, so wars doch nur ein elendes Spiel, ohne Absicht und ohne Anführung. So mußte ich nothwendig zurückebleiben; und es war eine natürliche Folge, daß meine Neigung sich um vieles verlor. Die besten Jahre giengen dahin, ohne daß ichs versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen könnte. Indeß thaten die Schönheiten der Natur, und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art, immer die gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniß verbunden war: Und daher entstand, daß ich meine Empfindungen, und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andere, und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Uebung, aber die gleichen Talente; eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung der Natur, fordert.

Da ich die Gelegenheit bekam, meines sel. Herrn Schwehervaters (*) vortrefliche Sammlung täglich

(*) Herr Heinrich Heidegger, des innern Raths, der Ao. 1763. starb, ehrte und kannte die freyen Künste von Jugend an. Sein Cabinet ist eins der besten in unsrer

zu sehen, erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem; und ich faßte im dreyssigsten Jahr meines Alters den Entschluß, zu versuchen, ob ich noch zu einem Grade gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künstlern Ehre machen würde.

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landschaft; und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was so vielen begegnet. Das beste, und der Hauptendzweck ist doch immer die Natur. So dacht ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenau folgen, und sah mich in Kleinigkeiten des Detail verwickelt, die den Effekt des Ganzen störten; fast immer fehlte mir die Manier, die den Gegenständen der Natur ihren wahren Character beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängstlich und nicht in herrschende Hauptpartien geordnet, alles durch Arbeit ohne

unsrer Vaterstadt, und enthält vornehmlich die besten Stiche nach der Niederländischen Schule; und eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werks, welches die erhabenen Werke der Römischen Schule am würdigsten geliefert hat. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird itzt durch seinen Sohn mit Einsicht und Wahl immer vermehrt.

ohne Geschmack zu sehr unterbrochen. Kurz: Mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten; und ich wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach den besten Künstlern bilden müsse. Ist nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künstler, welche anfiengen die Kunst aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und also noch keine gute Muster hatten? Sie hielten sich so sehr an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand oft eben so genau gemahlt ist, wie der hervorstechendeste. Ihre Gemählde verlieren darum die erforderliche Wirkung. Spätere Genien, die diese Fehler einsahen, suchten dieselben zu vermeiden, und machten sich mit den Regeln des Schönen in der Disposition, der gemässigten Mannigfaltigkeit, der Hauptmassen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studieren. Und um den Weg so kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beste; das, was in jeder Art sich vorzüglich ausnahm, um zu einem Muster zu dienen. Diese sorgfältigste Wahl des Besten, soll für den Lehrer und den Schüler die erste Grundregel seyn. Das Mittelmässige ist das schädlichste, und muß mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, dessen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie sehr könnten die Kupferstecher dem wahren Geschmacke nützlich seyn, wenn sie darauf dächten,

durch die Wahl dessen das sie liefern wollen, bey Kennern sich eben so wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung selbst. Was für ein Schwal von Mittelmässigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerstreut, das niemals den Fleiß eines Tages verdienet hätte. Oder lohnt sichs nicht der Mühe sich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit so vieler Monate verwenden wolle? Nur die ersten Werke der Kunst sind wohl dieser Mühe werth. Es ist der schädlichste Zeitverlust, wenn man bey Unterweisung junger Künstler sie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmässigen aufhält. Ihr Geschmack wird so für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben. Man lasse den jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studieren, wie unerträglich werden ihm die faden süssen Gesichtergen vieler von den Neuern seyn! Man lasse ihn nach dem Schlenter so vieler beliebter Künstler nach der Mode zeichnen, und nachwärts den Apoll oder Antinous, er wird aus beyden gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen; und, was noch das schlimmste ist, nicht empfinden, daß er es schlecht gemachet hat.

Ich fand das beste, in meinen Studien von einem Haupttheile zum andern zu gehen. Denn

wer

wer alles zugleich fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzu zerstreut seyn, und immer ermüden, da er bey zu vielen verschiedenen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten findt. Ich wagte mich zuerst an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem in dem obgedachten Cabinet eine fast vollständige Sammlung ist. Je mehr ich ihn studierte, je mehr fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Indessen versäumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier nicht des Waterloo, aber nichts destoweniger glückliche Nachahmung der Natur war; ich übte mich darum auch nach Swanefeld und Berghem; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Gesträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit reitzte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck, und mehr eigenthümliches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den Waterloo, mein vorzügliches Muster, mich allein hielt. Ich gieng weiter, von Theilen zu Theilen. Für Felsen wählte ich die grossen Massen des Berghem und S. Rosa; die Zeichnungen, die Felix Meyer, Ermels und Hackert, nach der Natur und in ihrem wahren Charackter, gemacht haben: Für Verschiesse und Gründe, die grasreichen Gegenden, und die

sanften dämmernden Entfernungen des Lorrain; die sanft hintereinander wegfliessenden Hügel des Wouvermann, welche in gemässigtem Licht, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit Sammt, bedeckt sind: Dann den Waterloo, dessen Gründe ganz Natur sind; ganz so, wie er sie in seinen Gegenden fand. Darum ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern bewachsen sind, wählte ich den Berghem.

Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich itzt wieder nach der Natur studierte! Ich wußte nun, was das Eigenthümliche der Kunst ist; wußte in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umsonst gesucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jetzt find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umsonst suchen, um einen Baum zu finden, der in seiner ganzen Form mahlerisch schön ist. Aber wenn mein Auge gewöhnt ist, zu finden, so find ich in einem sonst schlechten Baum eine einzelne Partie, ein paar schön geworfene Aeste, eine schöne Masse von Laub, eine einzelne Stelle am Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit und Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die schönste Masse eines

Fels-

Felsstückes vorstellen; ich hab es in meiner Gewalt, ihn ins Sonnenlicht zu halten, wie ich will, und kann die schönsten Effekten von Schatten und Licht, und Halblicht und Wiederschein, darbey beobachten. Aber bey dieser Art die Natur zu studieren, muß ich mich hüten, daß mich der Hang zum bloß Wunderbaren nicht hinreisse; immer muß ich mehr auf das edle und schöne sehen, sonst kann ich leicht in meinen Zusammensetzungen ins abentheurliche fallen, und wunderbare Formen allzusehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängstlich, aber auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze Aussichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegenstands ist, destomehr führe ich ihn sofort aus. Viele begnügen sich der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Hauptgedanken abzunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer einmal angenommenen Manier: Das Wahre und Eigenthümliche der Gegenstände geht darbey verloren. Und das wird uns durch keine Zauberey von Farbe, und grosser Wirkung von Schatten und Licht ersetzt: Man ist bezaubert, aber nicht lange; das forschende Auge sucht Wahrheit und Natur, und findet sie nicht.

Aber wann ich itzt einen Gegenstand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergänzen wollte; wann ich das beyfügen wollte, was ein mahlerisches Gan-

zes ausmachen soll; dann war ich furchtsam, und verfiel oft auf erkünstelte Umstände, die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine Landschaften hatten nicht das Grosse, das Edle, die Harmonie; noch zu zerstreutes Licht, keine rührende Hauptwürkung. Also mußte ich erst jetzt auf ein besseres Ganzes denken.

Aus allen suchte ich diejenigen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, mir vorzüglich schienen. Ich fand in den Landschaften des von Everdingen das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die gröste Mannigfaltigkeit herrschet: Reisende Ströme und zerfallene Felsenstücke, dicht mit Gesträuch verwachsen, wo vergnügte Armuth in der einfältigsten Bauart hingebaut hat. Kühnheit und Geschmack, und etwas Originales herrschen bey ihm überall; doch muß man bey diesem schon zum voraus die Felsen nach einem bessern Geschmack zu formen wissen. Das gröste Exempel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich: Seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß man glauben sollte, Everdingen habe es gemacht, und sich selbst übertroffen. Swanefelds edle Gedanken, welche mit so grosser Würkung ausgeführt sind, und die auf seine grossen Massen von Schatten einfallende Reflexlichter; Salv. Rosa kühne Wildheit; des Rubens Kühnheit in Wählung seiner Gegen-

stände:

stände: Diese und mehrere studierte ich in flüchtigen Entwürfen, nun im Ganzen, da es mir jetzt meist darum zu thun war, der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an, mich bloß und allein an die beyden Poussin und den Claude Lorrain zu halten. In diesen fand ich vorzüglich die wahre Grösse: Da ist nicht blos Nachahmung der Natur, wie man sie leicht findet; es ist die Wahl des Schönsten: Ein poetisches Genie vereint bey den beyden Poussin alles was groß und edel ist; sie versetzen uns in jene Zeiten, für die uns die Geschichte und die Dichter mit Ehrfurcht erfüllen; und in Länder, wo die Natur nicht wild, aber groß in ihrer Mannigfaltigkeit ist, und wo unter dem glücklichen Clima jedes Gewächse seine gesundeste Vollkommenheit erreicht. Ihre Gebäude sind nach der schönen Einfalt der alten Baukunst aufgeführt, und ihre Bewohner von edelm Ansehen und Betragen, so wie sich unsere Einbildungskraft Griechen und Römer denkt, wenn sie von ihren grossen Handlungen begeistert ist, und sich in ihre glücklichsten Zeiten versetzt. Anmuth und Zufriedenheit herrschen überall in den Gegenden, die uns Lorrain mahlt: Sie erwecken in uns eben die Begeisterung, eben die ruhigen Empfindungen, welche die Betrachtung der schönen Natur selbst erweckt: Sie sind reich ohne Wildheit und Gewimmel; mannigfaltig, und doch herrschet überall Sanftheit und Ruhe. Seine Landschaften sind Aussichten in ein glückliches Land, das

seinen

seinen Bewohnern Ueberfluß liefert: Ein reiner Himmelsstrich, unter dem alles mit gesunder Ueppigkeit aufblühet.

Was ich von diesen grossen Mustern aufbringen konnte, betrachtete ich täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit: Aber das war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß. Das that ich oft; aber ich ruhete auch da nicht. Ich machte mehr flüchtige als genaue Copien von ihren Landschaften, die ich aufbehalte: So mach ichs mit allem was mir vorzüglich gefällt, und bekomme eine Sammlung der besten Ideen. Es wird niemand fragen, warum das? Ich kann sie ja in Kupferstichen haben? Gut, dann besitz ich sie wohl, wie mancher Grosse seine Bibliotheck; aber ich habe nichts für mein Studium gethan. Nein! Nur auf eben angedeutete Weise wird der Künstler eine immer merkwürdige Sammlung zusammenbringen: Er hat nicht bloß nach dem Besten studiert, sondern sich zugleich in den Besitz desselben gesetzt.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtsamkeit im Selbsterfinden. Voll von diesen grossen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine

meine Schwäche, und wie fast unübersteiglich schwer es ist, jene zu erreichen: Auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungskraft wirklich ihren Schwung verlieren. Ists nicht eben das, was schon den grössesten Kupferstechern, dem grossen Frey selbst, widerfahren ist, daß ihre eigenen Erfindungen ihr schlechtestes sind! Ihre Hauptbeschäftigung ist, andrer Werke so genau als möglich nachzubilden; und sie verlieren oder schwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen: Ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichtesten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faßte ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwunden waren, und ich mich besser aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. Sie muß, wie andre Seelenkräfte, genährt und geübt werden: Wer sich gewöhnt nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden. Wir haben Künstler und Dichter, die der beständig nachschleichende Schatten andrer sind.

Bey

Bey dem allem hab ich mir zu einer Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeichnen nöthig ist, ich mag seyn wo ich will; nicht allein auf Reisen und Spaziergängen, sondern auch zu Haus und in der Stadt. Man versäumt oder vergißt oft etwas, nur weil man zu nachlässig ist, von einem Zimmer ins andere zu gehen, um das Benöthigte zu holen. Denn oft bey Betrachtung von Gemählden oder Kupferstichen zeugt die Imagination Ideen, die durch die Bewunderung dessen, das vor uns ist, oft auch nur durch einen Nebenumstand, in derselben entstanden; Ideen, auf die man sonst niemals gekommen wäre. So ein Gedanke, im ersten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am besten entworfen werden. Ich unterließ darum selten, solche Gedanken nur mit ihren Hauptlinien zu entwerfen, die so leicht vergessen und nachher selten wieder so gut gedacht werden. — Einen Vortheil, den ich zuweilen auch aus dem Mittelmässigen gezogen habe, will ich hier nicht verschweigen: Aber damit will ich ihn weder empfehlen, noch mir selbst widersprechen; und ich rathe solche Uebungen mit Leuten, deren Geschmack schon gebildet ist. Auch mittelmässige Sachen können oft zu einer nützlichen Uebung des Geschmacks und der Einbildungskraft dienen, wenn man zu denselben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu seyn; wenn man, wie Ramler es mit Gedichten thut, den Gedanken eines andern besser zu denken und besser auszuführen sucht. Oft findt man

man Funken von Genie, oft einen mißlungenen Gedanken, der einer guten Ausführung werth ist. Ich habe in manchem Stück, das kein Aufsehen verdiente, einen Wink gefunden, der mich auf einen guten Gedanken führte. Merians Werke, denen man zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, enthalten Sachen, die oft mit der besten Wahl aus der Natur genommen, und nur durch die zu fade Manier in der Ausführung verdorben sind. Man schaffe seine Bäume und Gründe nach der Manier eines Waterloo, und gebe seinen Felsen, und allem, mehr Mannigfaltigkeit, so werden gewiß Sachen entstehen, die dem grössesten Genie Ehre machen würden, und wovon doch die ganze Anlage in Merian liegt.

Eine Beobachtung muß ich nicht vergessen, die ich aus eigener vielfältiger Erfahrung weiß, wie sehr es nämlich den Muth erfrischet, und wie oft es mich aufgemuntert und von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst und der Künstler lese. Es erweitert die Kenntniß, es macht aufmerksam auf das was in der Kunst vorgegangen, und hilft den Künstler immermehr für das einzunehmen was seine Hauptabsicht ist. Es ist lehrreich und angenehm, die Schicksale dessen zu wissen, dessen Arbeiten ich bewundere; und eben so werd ich begierig, die Arbeiten des Künstlers hinwieder aufzusuchen, dessen Geschichte und Kunstcharackter mir durchs Lesen zum voraus bekannt ist. Wenn ich die Ehrfurcht

sehe,

sehe, mit der von grossen Künstlern und ihren Werken geredt wird, so muß das meine Idee von der Wichtigkeit der Kunst erhöhen. Wenn ich sehe, wie unermüdet sie gearbeitet haben, zu ihrer Grösse zu gelangen, und sich in derselben zu erhalten: wie Reisen, und Beschwerden und Mangel sie nicht abschreckten, alle Mittel, die ihren grossen Endzweck befördern konnten, zu nutzen, muß das nicht den jungen Künstler anmahnen, jede Stunde nützlich zu gebrauchen, und geitzig auf jeden Augenblick zu seyn? Auch können die übeln Schicksale manchen sonst grossen Künstler eine rührende Erinnerung seyn, daß Lebensart und gute Sitten, und Klugheit mit dazu gehören, um durch die Kunst sich ein dauerhaftes Glück zu machen.

Noch einen wichtigen Rath muß ich dem Künstler andringen: Die Dichtkunst ist die wahre Schwester der Mahlerkunst. Er unterlasse nicht, die besten Werke der Dichter zu lesen; sie werden seinen Geschmack und seine Ideen verfeinern und erheben, und seine Einbildungskraft mit den schönsten Bildern bereichern. Beyde spüren das Schöne uud Grosse in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesetzen. Mannigfaltigkeit ohne Verwirrung ist die Anlage ihrer Werke, und ein feines Gefühl für das wahre Schöne muß beyde der Wahl jeden Umstandes, eines jeden Bildes, durch das Ganze leiten. Wie mancher Künstler würde

mit

mit mehr Geschmack edlere Gegenstände wählen; wie mancher Dichter würde in seinen Gemähldeu mehr Wahrheit, mehr mahlendes im Ausdruck haben, wenn sie die Kenntniß beyder Künste mehr verbänden. So leicht ists den Alten, besonders den Griechen, in ihrer poetischen Sprache und in ihren Gemählden nicht geworden, wie so vielen neuern Dichtern, die nur zusammengeraffte Bilder und Ausdrücke unschicklich zusammenhäufen, und gemahlt zu haben glauben. Webbs Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, welche die Schönheiten dieser Kunst mit Stellen aus den alten Dichtern erläutert, ist dafür der deutlichste Beweis, da es seine Absicht erforderte, sie in diesem Gesichtspunkt zu betrachten: Daß die Dichter damals das Schöne der Künste empfunden und gekannt, und die lebende so wie die leblose Natur genau beobachtet haben. Auch würden die neuen Dichter, die doch fast immer für Kenner der Kunst wollen angesehen seyn, dann nicht sich lächerlich machen, und von Dürer reden, wenn sie die Grazien wollen gemahlt haben, oder von Rubens, wenn sie von dem grössesten Grad der Schönheit, in der Bildung einer Sterblichen oder einer Göttin, reden wollen. Doch ich komme zum Künstler zurück. — Der Landschaftmahler muß sehr zu beklagen seyn, den z. B. die Gemählde eines Thomson nicht begeistern können. Ich habe in diesem grossen Meister viele Gemählde gefunden, die aus den besten

Werken der grössesten Mahler genommen scheinen, und die der Künstler ganz auf sein Tuch übertragen könnte. Seine Gemählde sind mannigfaltig; oft ländlich staffiert, wie Berghem, Potter oder Roos; oft anmuthsvoll wie Lorrain, oder edel und groß wie Poussin; oft melancholisch und wild wie S. Rosa. Und hier nehme ich Gelegenheit, einem redlichen Manne das Wort zu reden, der schon fast ganz vergessen ist. Brockes hat sich eine ganz eigene Dichtart gewählet; er hat die Natur in ihren mannigfaltigen Schönheiten bis auf den kleinsten Detail genau beobachtet; sein zartes Gefühl ward durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräsgen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemählde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemählden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und itzt wieder ganz lebhaft denken, die uns aber das Gedächtniß nicht liefert wenn wir sie am nöthigsten haben.

Wir sollen also noch Gelehrte werden, kann mancher Künstler mit Lachen sagen? Denen ist mein Rath von Wichtigkeit, die in ihren Werken das Grosse und Edle suchen. Ich weiß Künstler, denen er nicht nöthig ist. Man kann einen zerfallenen Schweinstall mahlen, und ein Bäurchen das ganz

lustig

lustig da an die Wand pißt, und eine Lache daneben, und dabey alles Spiel von Schatten und Licht, und die Zauberey des Colorits, und die grössesté Niedlichkeit in der ganzen Ausführung anbringen. Dergleichen Werke können auch schätzbar seyn; und wenn man in Absicht auf Gedanken nicht weiter will, so kann man freylich sehr vieles entbehren.

Das, mein theuerster Freund, sind nun die Bemerkungen, so gut mir mein Gedächtniß dieselben noch liefert, die ich bey meinen Arbeiten, und bey dem Plan, den ich mir vorgeschrieben hatte, gemacht habe. Andre mögen urtheilen, wie weit es mir dabey in der Kunst gelungen ist; aber davon bin ich doch überzeugt, daß mein Plan einen kurzen und sichern Weg führt. Denn so wird durch die beydseitige Uebung, nach der Natur und dem Besten in der Kunst, der Künstler sich fähig machen, wechselweise die besten Manieren des Ausdruckes der Kunst mit der Natur, oder bey jeder mahlerischen Schönheit der Natur diese mit jener zu vergleichen. Sein Auge wird so gewöhnt seyn, in der Natur das zu bemerken, was mahlerisch schön ist, daß kein Spaziergang zu jeder Jahrs- und Tagszeit für ihn ohne Nutzen ist. Er wird, wie der Jäger, dem es zur Leidenschaft worden ist, keine Beschwerde, die ungebahntesten Wege nichts achten, um sein Gewild aufzuspüren; und Schönheiten wird er da sehen, wo der mittelmässige Künstler vorübergeht. Er wird sein

Genie, nach dem Grossen gebildet, aller Orten mitbringen, und kleinscheinende Umstände so umzubilden wissen, daß ein grosser edler Gedanke aus dem entsteht, was bey einem jeden mittelmässigen Kopf zum Alltagsgedanke wird. Ich habe auf den gleichen Spaziergängen mit Erstaunen Situationen in Poussins Geschmack gefunden, wo ich vorher nur mittelmässige und kleinlichte Sächelgen sah.

Hab ichs nun unter meinen Umständen in der Kunst unmöglich weiter bringen können, so hab ich doch mit Ehrfurcht für die wahre Kunst immer mehr bemerkt, wie viel Denkens und wie viel Uebung es fordert, um wirklich groß zu werden. Wenn dem Künstler seine Kunst nicht ganz zur Leidenschaft wird; wenn nicht die Stunden die er bey selbiger zubringt seine angenehmsten sind; wenn die Kunst nicht das grösseste Glück und Vergnügen seines Lebens ausmacht; wenn nicht seine angenehmste Gesellschaft, die Gesellschaft von Kennern ist; wenn ihm nicht des Nachts davon träumt; wenn er nicht am Morgen mit neuer Begeisterung an sein Werk geht; wenn er im Gegentheil nur den schlechten Geschmack seiner Zeit zu nutzen sucht; wenn er sich in einem allgemein gefallenden Schlenter selbst gefällt; wenn er nicht für wahre Kenner, für wahre Ehre, und für die Nachwelt arbeitet, so wird seine Arbeiten der wahre Kenner itzt und in Zukunft ausschiessen, und wenn sie auch die Zierde aller Zimmer nach der Mode wären.

Noch

Noch muß ich, mein Freund, Ihnen und dem Publico ein Paar Wünsche sagen, deren Ausführung für die Aufnahme der Kunst von grossem Vortheil seyn müßte. Ich habe junge Künstler gesehen, die es mit Thränen bedaurten, daß sie, durch schlechte Anleitung zurückgebunden, und unter nachtheiligen Umständen nicht aufgemuntert, ihre beste Zeit mit Mühe und Arbeit verloren hatten; und Genien, die, verwildert, Spuren von grosser Anlage in ihren Werken zeigten; die, wenn sie weniger sich selbst und etwa Halbkennern, oder dem schlechten Geschmack ihres Orts oder ihres Zeitalters überlassen gewesen wären, wahrhaftig groß würden geworden seyn. Mein Wunsch ist, daß ein philosophischer Kenner sich mit Künstlern berathen, und eine Anleitung, sowol für die Anfänger in der Kunst, als für die, so dieselben unterrichten, schreiben möchte. Wir haben verschiedene vortrefliche Werke über die Kunst; aber sie sind theils zu kostbar, theils für Anfänger nicht einfältig und pracktisch genug. In diesem Werkgen müßten die Grundregeln der Kunst kurz, und so deutlich als möglich, vorgetragen und erklärt, und dann auf besondere Fälle angewandt seyn. Diese besondere Fälle und Exempel müßten aus Kupferstichen, nach den besten Werken der Kunst in jeder Art, genommen seyn, und zwar aus solchen, die nicht rar, und, so viel möglich, nicht kostbar sind. So würd' es immer ein leichtes seyn, solche in den Sammlungen an jedem Ort zu finden, oder sie selbst

anzuschaffen. Dann müßte für jeden Zweig der Kunst die sicherste und beste Art zu Werke zu gehen angegeben werden, und zugleich die vornehmsten Werke und die grössesten Künstler, die jeder für seine Absicht zu studieren hat. Es müßte gleich für die allerersten Anfänge das Beste angerathen seyn. Man martert in Deutschland die Anfänger fast allgemein nach Preißler; und doch sind seine Umrisse sehr oft falsch, und seine Köpfe besonders von einem gemeinen Charackter. In Frankreich kommen viel Anfänge für die Zeichnungskunst heraus, deren Ausführung manchen blenden kann; flüchtig auf Handrißmanier, mit kecker Schrafierung weggearbeitet; Aber was soll dem Anfänger diese kecke Manier, bey der die Richtigkeit des Umrisses, an dem ihm jezt alles gelegen, vernachläßigt ist! Wie sehr muß es den Lehrer wie den Schüler verwirren, wenn die Theile und die Muskeln in den verschiedenen Lagen und Bewegungen von einem vorgelegten Muster zum andern nicht richtig können beobachtet und erklärt werden; und wenn man bey der Anleitung für die Landschaft, wie sehr oft geschieht, bey Sächelgen aufgehalten wird, [illegible]n keine Wahrheit ist, und woraus man keine einzige Regel des Schönen erklären kann. Ich habe oben gesagt, wie nützlich das Lesen derer Werke, die von Kunst und Künstlern handeln, dem jungen Künstler ist; der Anleitung müßte darum ein Verzeichniß der besten Werke in dieser Art beygefügt werden. So ein Werkgen müßte man trachten, so viel möglich, allgemein

gemein zu machen; es müßte ein überall bekanntes Lehrbuch seyn. Es würde denen, die ohne gute Anleitung sind, einen sichern Weg weisen, und das erklären, was sie nur dunkel empfinden, und sich nicht erklären können; und manchem, dessen Pflicht es ist, andre zu unterrichten, und der es redlich meint, seine Arbeit erleichtern.

Mein zweyter Wunsch ist, daß ein Werk entstehen möchte, worinn, in jeder Art der Mahlerkunst, die besten Werke umständlich beschrieben, und nach allen Regeln des Schönen untersucht und beurtheilt würden; allein es müßten Werke seyn, die in Kupfer gestochen sind. Nichtsdestoweniger müßten sie auch in Absicht auf Colorit beurtheilt werden. Man kann die Gelegenheit haben oder bekommen, die Originalgemählde zu sehen; und wenn auch das nicht ist, so wird es doch in Absicht auf diesen Theil der Kunst, dem Liebhaber und dem Künstler, Gelegenheit zu Betrachtungen und Beobachtungen geben, die ihm wichtig sind. Doch das müßten nur die besten Werke aus jedem Alter und jeder der besten Schulen der Kunst seyn; nur solche, bey denen der Charackter des Zeitpunktes und der Schule vorzüglich herrscht; nur solche, worinn die Regeln des wahren Schönen mit dem besten Verstand angebracht sind, und aus denen sie vorzüglich deutlich gemacht werden können. Dergleichen Beurtheilungen sind in Boydels Werke; man findt

solche in Winkelmanns und des Herrn von Hagedorn Schriften, im Richardson, und einigen andern. Die Recension des Altargemähldes von Mengs in Dreßden, welche in der Bibl. der schönen Wissenschaften steht, ist ein Meisterstück, das die tiefsten Kenntnisse jeden Theiles der Kunst zeigt. Brauche ichs zu sagen, wie wichtig und nützlich so ein Werk seyn müßte? Aber manchen, der es vielleicht zu leicht findt, muß ich sagen, daß das nur die Arbeit eines von Hagedorn, eines Oeser, eines Dietrich, eines Casanova; kurz, nur die Arbeit der grössesten Kenner und der grössesten Künstler seyn kann, um zuverlässig und nützlich genug zu seyn.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gessner, Salomon

Deß Herrn Salomon Geßners sämmtliche Schriften

Bd.: 3.

Carlsruhe (1775)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2108 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259914-0
VD18 11155892-005